

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 117 (1838)

Artikel: Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1836
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1836.

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Der Herbst 1836 war im Anfange bedeutend naß und für die Güte des Weines daher ziemlich unvorteilhaft. In Hinsicht auf die Menge fiel die Weinlese hingegen sehr günstig aus. Obst war nicht viel vorhanden, desto mehr Nüsse und Honig. Auch das Getreide war im Ganzen gut gediehen. Im November stellte sich der Winter ein, im Anfange sehr milde und im Hornung ungewöhnlich heßlich. Bald aber änderte sich dieses Verhältniß, der Merz kam mit ungewohnter Kälte und vielem Schnee; selbst in Italien und Niederösterreich konnten zu Ostern noch Schlittenpartien gemacht werden. Nach einem beispiellos langen Winter, in Folge dessen der Futtermangel auf das höchste stieg, stellte sich der Frühling 1837 erst Mitte Mai ein, dessen Dauer natürlich kurz war. Ein fruchtbarer, gewitterreicher Sommer scheint alles Verspätete wieder einholen zu wollen. Die Heuernte fiel überaus vortheilhaft aus, weniger diejenige des Endes.

Ueber Krieg und Frieden oder über die politischen Verhältnisse.

Zwischen den verschiedenen Staaten Europens besteht Friede. Dagegen herrscht im Innern mehrerer Länder Bürgerkrieg oder Uneinigkeit. In Spanien steht Don Carlos noch immer so fest als je und nähert sich langsam der Hauptstadt, während seine Anhänger das Land durchziehen und ausplündern. Portugal, durch ungeheure Schulden und Schwäche der Regierung am Rande des Abgrundes, ist öfters Zeuge von unruhigen Auftritten. Russland kämpft mit abwechselndem Glücke gegen die rebellischen Tscherkessen im Süden des Reichs. Auch in Italien, besonders in Sicilien, fielen, in Folge der Cholera, unruhige Auftritte vor, die mit Truppenmacht gedämpft werden mußten. Die übrigen Mächte freuen sich mehr oder weniger der Früchte des Friedens; besonders regt sich ein großer Eifer für die Industrie in vielen Ländern. In neuerer Zeit hat Frankreich mit den Araber-Häuptlingen in Algier Frieden geschlossen, der aber wahrscheinlich nicht so gewissenhaft gehalten werden wird.

Merkwürdige Naturbegebenheiten.

Schneelauinen in Bündten.

Im Tavetscher-Thal, einem der höchsten und den Laiinen besonders ausgesetzten Theile des Bündtner'schen Oberlandes, war der 25. Dez. 1836 ein Verderben drohender Tag, indem ganze Dörfer von den Schneelauinen begraben zu werden Gefahr liesen. Jeder suchte sich durch die Flucht zu retten; jedoch gelang es nicht allen. So wurden 7 Männer verschüttet, davon mit Mühe 4 noch denselben Abend, die 3 andern aber erst des andern Tages, und zwar bis an einen lebendig, herausgegraben werden konnten. Dagegen verloren drei Familien fast all ihr Vieh, 30 Stüt. — Im Schamser-Thal riss eine oberhalb des Dörfchens Cresta losgebrochene Laiine 7 Ställe und 2 Häuser mit sich fort; jedoch wurde von 6 Ställen nur der obere, von Holz gebaute und zur Aufbewahrung des Heu's dienende Theil weggestossen, der untere gemauerte hingegen blieb samt dem darin befindlichen Vieh verschont. Daß der siebende mit seinem Viehbestand ganz fortgerissen und letzterer getötet wurde, ist einzlig dem Umstände beizumessen, daß er von Grund aus von Holz war. In einem der zwei Häuser, welche von den Laiinen angefaßt und zertrümmert wurden, befanden sich eifl Kinder beisammen. Als nun ihre Väter herbeiliefen, um die nach ihrer Erwartung entweder getöteten oder mehr oder weniger beschädigten Kinder aus dem Schnee hervorzuziehen, trochen diese, wie nackte Würmer, das eine da, das andere dort aus der Laiine, auf welcher sie umhergestreut waren, hervor und eil-

ten alle wohlbehalten ihren Vätern und Verwandten in die Arme. — Unter diesen eifl Kindern, von denen keins über 8 Jahre war, befand sich sogar nur ein 6 Monat altes, welches von seinem 6jährigen Schwesternchen in den Armen fest gehalten, mit demselben von der Laiine weggetragen wurde. Ein anderer Knabe saß auf dem Ofen, einen Hammer in seiner Hand haltend, als die Laiine kam, und wurde, auf dem Ofen sitzend, von der Laiine weggetragen; als man ihn nachher fragte, wie es ihm zu Muthe gewesen, antwortete er: er sei schaukeln auf dem Ofen über die Laiine hingefahren und habe seinen Hammer fest in der Hand gehalten.

Erdbeben.

Aus Griechenland wird berichtet daß sich in Hydra täglich so furchtbare Erdstöße fühlbar machen, das 500 — 600 Häuser zusammen stürzten, die Bevölkerung an Bord der Schiffe geflüchtet war, und einige Menschen dabei umkamen. Die nach jenem Hafen gelangten Nachrichten besagten, daß sich in Poros die Erde gespalten habe, in Santorino ein Dorf versunken, und in Spezzia Beschädigungen dadurch verursacht worden waren. Auch in Morea, in dem in der Nähe von Tripolizza gelegenen Dörfe Vades, verspürte man dieses Phänomen heftig.

Gewitter.

Im Kanton Waadt, schlug der Blitz am 30. Juni Vormittags in den großen Stall des Lagers von Biere ein, worin sich gerade 50 Pferde befanden. Er drang

durch die Vorderseite in das Strohmagazin, fuhr an einer der Säulen, die das Astwerk tragen, hinunter, durch den Boden des Schoppens, einer der Säulen entlang, auf denen die Kaufe (Bahre) ruht, zersplitterte einen der Querbäume und endete seinen Lauf an einem eisernen Band, womit die Krippe eingefasst war. Das zunächst der Kaufe gestandene Pferd, so wie die beiden, die am äussersten Ende des eisernen Bandes standen, wurden getötet. Der elektrische Schlag war so heftig, daß außer diesen noch 15 andere Pferde, die sich in diesem Theile des Stalles befanden, zu Boden geworfen wurden und einige Minuten besinnungslos da lagen. Die meisten waren an der untern Kinnlade (Ganasse) verbrannt. Ungeachtet der Strahl durch das Stroh gefahren war, hatte dasselbe doch nicht Feuer gefaßt. Ein Trainssoldat, der unter der Stallthüre stand, wurde ohne weitere Verletzung umgeworfen. Zwei Stunden lang fiel der Regen in Strömen. Die Ebene von Biere glich einem See. Alle Construktionen und Gräben des Polygons wurden mit Wasser angefüllt. Der sanft dahin fließende Bach des Dorfs Biere war in einen wilden Strom verwandelt, die Sturmglecke ertönte; man mußte das Brückengeländer zertrümmern, um dem Wasser ungehinderten Lauf zu geben, und die Häuser vor der Zerstörung zu sichern.

Über Gewitter.

Die Gewitter sind Folge der Anhäufung der Elektrizität in der Luft. Vor einem Gewitter häufen sich die Wolken an einer Region besonders stark an und nehmen an Dichte so zu, daß sie stellenweise ein völlig schwarzes Aussehen bekommen,

gewinnen eine meistens abgerundete Gestalt, zeigen starke Abstufungen der Beleuchtung und schweben meistens tief; es hängen an ihnen nach unten zu flockige graue Nebel, die Luft wird schwül, sehr electrisch, es erfolgt eine feierliche Stille, welche jeden Laut, der sie unterbricht, verstärkt, hierauf folgen heftige Stürme, die von der Gewitterwolke aus nach allen Richtungen blasen, in wirbelnder Bewegung Staub aufjagen und dem Zuge der Wetterwolke folgen. Bald erleuchtet Bliß, vom Donner verfolgt, den Himmel, bei jedem Schlage sieht man bedeutende Bewegungen in den Wolken und fast immer folgen ihnen Regengüsse, nicht selten auch Hagel. Nach dem Regen nimmt die Heftigkeit des Gewitters ab, weil er die Elektrizität ableitet, die Gewitterwolke wird fort getrieben und zwar manchmal mit einer Geschwindigkeit, die oft 8—24 Meilen in 1 Stunde beträgt, aber nicht nach der Richtung, nach welcher der untere Wind weht, sondern oft sogar nach einer ganz entgegengesetzten Richtung; oft zertheilt sich die Wolke und die Luft erhält eine erfrischende Kühle, wenn nicht wieder ein neues Gewitter im Anzuge ist. Oft endet das Gewitter mit einer gleichförmigen Vertheilung der Wolken über den ganzen Himmel.

Der Bliß ist ein elektrischer Funke, der in einer zackigen Linie, zwischen zwei Wolken, oder einer Wolke und der Erde statt findet. Im letztern Falle sagen wir er schlage ein. — Der Donner ist der heftige Knall, welchen der elektrische Funke erzeugt, wenn er die Luft durchbricht. Sein Rollen entsteht theils aus der Zurückprallung des Schalls durch Wolken, Berge, u. s. w. theils aus der

ungleichen Entfernung der Theile des Wes-
ges, den der Blitz nimmt, von uns. In
der Regel ist der Donner, welcher den
einschlagenden Blitz begleitet, mehr pras-
selnd, der, welcher von einer Wolke zur
anderen fährt, mehr rollend.

Die Kenntniß der Gesetze der Elektrizität, die man hauptsächlich durch Elektrisirmaschinen erlangt hat, giebt uns die Regeln an die Hand, durch die man sich am besten vor Blitzschlägen bewahrt. Sie laufen im allgemeinen darauf hinaus, daß man die Nähe von Gegenständen meiden, die den Blitzstrahl oder die Elektrizität anziehen oder leiten. Deshalb soll man sich im Freien unter keinen Baum flüchten, nicht der höchste Gegenstand der Umgebung zu sein suchen, keine gar starke Bewegung machen, damit die Ausdünstung nicht zu sehr erhöht werde, nicht zu nahe an Häusern gehen, sondern lieber die Mitte einer Straße suchen, sich im Zimmer von Fenstergittern, Glockenzügen, ja sogar von den Mäppern entfernen und lieber die Mitte eines Gesamts einnehmen, die Nähe rauchender Kamine meiden und möglichst dunstfreie Orte suchen u. s. w.

Sohes Alter.

In Hamburg starb am 17. Januar 1837 ein 102 Jahr alter Soldat der ehemaligen preussischen, dann später der dänischen, hierauf der französischen Armee und zuletzt der hanseatischen Legion. Er hatte den 7jährigen Krieg, den russischen Feldzug und den Befreiungskrieg mitgemacht. Im Jahr 1813 meldete er sich noch zur Aufnahme unter die freiwilligen Kämpfer der hanseatischen Legion, wurde aber abgewiesen, da er damals schon 79 Jahre alt war. Dies konnte ihn je-

doch nicht abhalten, und er meldete sich auf das Neue und zwar unter der reitenden Artillerie, indem er nur 69 Jahre alt zu sein vorgab, worauf er dann aufgenommen wurde.

Am 4. April 1837 starb in seinem Geburtsort Oberolm (in Rheinhessen), 107 Jahr alt, Peter Imperial. Wie war er frank gewesen und bis zu seinen letzten Augenblicken stets heiter und bei Sinnen. Er hinterläßt 2 Söhne, von der eine 69 und der andere 62 Jahr alt ist und von 5 Töchtern eine 74jährige, die ihm stets zur Seite war und mit rühmlicher Aufopferung seiner wartete und pflegte, sodann 10 Enkel und 8 Urenkel.

In Schaffhausen starb den 26. Febr. 1837 Herr Alt-Konrektor und Spitalpfarrer F. W. Kirchhofer, in Folge eines Gehirn-Schlags; er war auf den Tag 100 Jahr und 5 Monate alt.

Geburts-, Todten- und Ehen-Liste des Kant. Appenzell V. R. von 1836.

	Geboren.	Gestorben.	Ehen.
Trogen	78	53	15
Herisau	256	275	67
Hundweil	58	54	22
Urnäsch	105	90	44
Grub	36	31	—
Teufen	155	150	50
Gais	81	42	22
Speicher	97	99	17
Walzenhausen	54	57	10
Schwellbrunn	91	75	39
Heiden	86	51	20
Wolfshalden	66	57	25
Rehetobel	65	54	18
Wald	58	44	17
Rüthe	54	22	9
Waldstadt	56	26	10
Schönengrund	25	15	4
Bühler	46	41	13
Stein	48	63	15
Luzenberg	55	48	12
	1484	1275	407

Mehr geboren als gestorben 209 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europens.

Frankreich.

Bon der Politik dieses Landes ist wenig zu sagen; viele Aenderungen und Erneuerungen im Ministerium. Im verwichenen Dezember zwifläng ein abermaliger Mordversuch auf den König. In Grätz verstarb der vertriebene König Karl X. Ludwig Napoleon, Neffe des Kaisers Napoleon, der in Frankreich den Anhang, den er erwartete, um als Fürst aufzutreten, nicht fand, wurde in Straßburg ergriffen und nach Amerika geführt. In Lyon wurden bei 60,000 Seidenarbeiter brodlos und dem Elend preisgegeben, weil sie die Concurrenz mit der Schweiz und Italien nicht aushalten könnten. Der Kronprinz feierte im Frühjahr mit großer Pracht seine Vermählung mit der Prinzessin Helena von Mecklenburg. Im Sommer kam mit dem Araber Händlern Abdelfader, der der neuen Kolonie in Algier immer viel zu schaffen gab, ein Friede zu Stande, dessen Dauer aber ungewiss sein könnte.

Großbritannien.

Während sich dieser Staat über dem Partheikampf der Liberalen gegen die Lords im Innern zerarbeitet, gewinnt es nicht sehr an Einfluß auf das Ausland. Russland, das immer thätige, bedroht es durch seinen Einfluß auf Persien und auf das Königreich Lahore, das an Indien gränzt, wo die Engländer ihre reichsten Besitzungen haben. Unter O'Conel macht die Bewegung für Irland nicht unbedeutende Fortschritte. — Am 20. Juni verschied König Wilhelm IV. in seinem 72. Jahre. Die neue Königin, Viktoria I. hat am Tage ihrer Thronbesteigung, den 20. Juni, die herkömmlichen Eide in die Hände des Erzbischofs von Canterbury abgelegt. Die Königin behielt das bestehende Ministerium Melbourne bei. Auch für

Deutschland.

ist der Tod des Königs von England in so weit von Wichtigkeit, als die Kronen von England und Hannover dadurch getrennt werden, und letztere dem ältesten Bruder des verstorbenen

Königs, dem vormaligen Herzog von Cumberland, nun Ernst I. zufiel. In verschiedenen Theilen Deutschlands, besonders in München herrschte im verwichenen Winter die Cholera heftig. Die Eisenbahnen erfreuen die Unternehmer mit gutem Erfolg und rentiren reichlich. In geräuschloser Stelle rücken auch die österreichischen Eisenbahnen vor, die in Verbindung mit der Donaudampfschiffahrt dem Osten eine reiche, neue Lebensquelle eröffnen. — Im südlischen Deutschland fand die Herabsetzung der halben und viertels Thaler keinen günstigen Anhang; indem man darin nur die Absicht erkannte, das preußische Geld, das an innerm Gehalte sehr schlecht ist, in den Zollvereinstaaten in Umlauf zu bringen. Man behauptet, daß diese Herabsetzung der Theile des Thalers für Süddeutschland und die Schweiz einen Verlust von über 300,000 fl. gebracht habe. — Es wandern immer viele Deutsche nach Amerika aus.

Spanien.

Noch ist das Ende des verherrenden Bürgerkrieges nicht abzusehen, der in dem schönen Spanien schon so lange währet. Alles bleibt beim Alten. Die Cortes (gesetzgebende Behörde des Reiches) sitzen beisammen und machen Gesetze über Gesetze deren wenig befolgt werden, während Don Karlos und seine Banden Städte belagern und plündern, den Norden des Reiches verheerend durchziehen, und zuweilen selbst Madrid, die Hauptstadt, in Schrecken setzen. Die Anhänger der Königin leisten wenig Widerstand und erregen nicht selten selbst unruhige Aufstände. Zu ihrem Vortheile gereichte indes die zufällige Gefangenennahme des Karlistischen Generals Iturralde im Spätjahr 1836. Dagegen verlor die Königin den General Mina durch den Tod. Bilbao, das lange von den Karlisten belagert worden war, wurde entsetzt. Don Karlos ließ Gomez, einen seiner tapfersten Anführer, angeblich wegen Verrätherei, nebst einigen Offizieren erschießen. Ein Angriff, der im März von den christlichen Truppen gegen Karlos unternommen wurde, fiel

für die englischen Hülfsstruppen unter General Evans nicht glücklich aus, da sie von dem spanischen General Sarsfield, beim Vorrücken im Stich gelassen wurden. Später haben die christlichen Truppen unter Baron von Meer einen nicht unbedeutenden Sieg über die Karlisten erhalten. Seither aber haben sich diese wieder erholt und stehen mit größerer Macht als je, diesseits des Flusses Ebro, gegen die Seite der Hauptstadt und das Herz von Spanien. Die englischen Truppen sind, nach Ablauf ihrer Dienstzeit, wieder nach der Heimath eingeschiffst worden.

Portugal.

Unterm 9. September 1836 wurde in Lisabon die Verfassung von 1820 proklamirt und dieselbe auch ohne heftige Aufritte angenommen. Da die Königin und ihr Gemahl die Annahme dieser Verfassung ungern sahen, so wurde mit englischer und französischer Mitwirkung eine Gegenrevolution versucht, die aber nicht gelang. Die Königin hat den Sklavenhandel bei strenger Strafe untersagt. Uebrigens herrscht die größte Finanznoth in diesem Staate immer noch; wie anderwärts Salz so muß hier der Tabak in dieser Hinsicht Helfer in der Noth sein.

Italien.

An die Republik Mailand ward von Frankreich die Weisung ergangen die dort befindlichen 8 Flüchtlinge auszuweisen. Die Behörde hatte dieses Ansinnen jedoch abgelehnt, so lange sich die Betreffenden ruhig verhalten. Der König von Neapel hat sich mit der Tochter des Erzherzogs Karl, Prinzessin Therese vermählt. Nach nicht lange war das Brautpaar in Neapel angelangt, als ein Theil des Königspalastes, angeblich wegen Unvorsichtigkeit einer Kammerfrau, niedergebrannte. Das Feuer ergriff die Gemächer der Königin Mutter. Sie und der Prinz von Syrakus konnten kaum mehr gerettet werden. — Der Sohn Lucian Bonaparte's in Rom, in zweiter Instanz zu 16 Jahre Ketten verurtheilt, wurde vom Papst mit ewiger Verbannung aus dem Kirchenstaate begnädigt und reiset nach Amerika. — In Neapel ist die Cholera im Frühjahr wieder mit neuer Gewalt eingedrungen und rafft täglich von 400 Gefallenen mehr als die Hälfte weg.

Rußland.

Auf einer Reise in seine südlichen Staaten brach der Kaiser beim Durchgehen der Pferde das Achselschlüsselbein, wurde aber bald wieder hergestellt. — Großfürst Michael soll an der Spitze einer Partei gestanden und formlich verwiesen worden sein, andere lassen ihn dem Kaiser gewisser ehelicher Misschritte willen unbeliebig worden sein. — Petersburg umfaßt nach neuester Zählung 451,974 Einwohner, davon nur 121,410 weiblichen Geschlechts. Unter den 350,564 Manns Personen sind 1859 Geistliche, 5306 Generale und Offiziere. 75,000 Unteroffiziere und Soldaten. Man zählt 58 Kirchen, 91 Kapellen 8641 Häuser.

Gekrönte Häupter.

Neg. Antritt.	Geburtsjahr.
1831 Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835 Ferdinand I. östreich Kaiser, König v. Ungarn, Böhmen, d. Lombard. &c. 1795	
1825 Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830 Ludw. Phil. I. König v. Frankreich. 1775	
1818 Karl Johann XIV. König von Schweden.	1764
1833 Isabella I. Königin v. Spanien.	1830
1837 Victoria I. Königin von Großbrittanien.	1819
1837 Ernst I. König von Hannover.	1771
1808 Friedrich VI. König v. Dänemark.	1768
1826 Maria II. Königin v. Portugall.	1819
1797 Friedr. Wilh. III. König v. Preußen.	1770
1831 Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1831 Ferdinand II. König beider Sicilien.	1810
1825 Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817 Wilhelm I. König v. Württemberg.	1781
1836 Friedr. August I. König v. Sachsen.	1797
1815 Wilhelm I. König v. Holland.	1772
1831 Leopold I. König von Belgien.	1790
1832 Otto I. König v. Griechenland.	1815
1808 Mahmud II. türk. Kaiser.	1785

Großherzöge.

1830 Baden. Leopold.	1790
1821 Hessen-Kassel. Kurfürst Wilh. II.	1777
1830 Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828 Sachsen-Weimar. Carl Friedrich	1783
1824 Toskana. Leopold II.	1767

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte und andere Historien unterschiedlichen Inhalts.

Landwirthschaftliche Räthe für Bauern, Gutsbesitzer u. s. w.

Liebe Mitlandleute!

Es hat im Jahr 1836 ein wohlgesinnter Schweizer die nur zu gegründete Klage geführt, daß ein großer Theil der Ackerbau und Viehzucht treibenden Volksklasse sichtbar verarme und etliche Quellen angegeben, aus welchen diese Verarmung entstehe. Eine von diesen Quellen fand er in der Nichtverbesserung des Landbaues, verbunden mit der schlechten Benutzung des urbar zu machenden Bodens.

Da auch in unserm lieben Vaterlande viele Bauern mit ihrem Bauerngewerbe nicht vorwärts kommen und lange nicht so gut stehen, wie sie nach dem Boden, den sie besitzen, nach der Lage, die ihr Gut hat und nach der Arbeit, die sie auf ihre Liegenschaften verwenden, stehen sollten, so möchte ein Appenzeller seinen Landesbrüdern einige Räthe ertheilen so gut er sie zu geben vermag und sie auf einige Fehler aufmerksam machen, die sie sich, meistens ohne Wissen, zu schulden kommen lassen, die aber offenbar verderblich auf ihr landwirthschaftliches Treiben einwirken.

Ich gebe zu diesem Ende hin, folgende Räthe:
1. Richtet Euch besser und immer mehr zur Stallfütterung ein!

Zwar sind ihr euch, wie ich wohl weiß, deszen nicht gewohnt. Eure Väter und Groß- und Urgroßväter haben alle Sommer ihre Kuh auf der großen weiten Weide gehen lassen, und ihr haltet es selbst für einen ausgemachten Vortheil, wenn ihr die alte und junge Habe auf die Weide schicken, den alten und neuen Heu- stok unangezehrt lassen und gleichwohl alle Morgen und Abende melken könnet. Allein dies ist nur ein scheinbarer, nicht aber ein wirklicher Vortheil. Ihr flaget oft über Mangel an Dünger und daß ihr den Wiesen nicht genug zusehen könnet und in dessen Folge wird euch eine magere Heuernte. Wirklich geht, wie das Sprichwort sagt, der Mist über alle List. Aber gerade durch den sommerlichen Weidgang

werdet ihr jährlich um viele Fuder Mist gebracht und also an den nöthigen Düngungsmitteln verkürzt. Eure Kuh tragen den Dünger fort und die magere Weide bleibt magere Weide und wenn sie von Kuhstaden völlig überlegt wird, da hingegen der gleiche Bau den Wiesen sichtbar aufhelfen würde, wenn er im Stalle fiel und zu Nutzen gezogen werden könnte.

2. Sorget für Grünfutter!

Ihr saget: Wie könnten wir unser Vieh im Stalle füttern da das Heu kaum für den Winter hinreicht. Den Mist könnten wir wohl brauchen, allein, womit wollten wir im Sommer unsre Thiere nähren? Dieses kommt ihr thun durch Anpflanzung von Klee. Der Klessamen wird im Frühlinge in den Haber oder die Gerste gesät, dergleichen ihr doch pflanzt, und im folgenden Jahre kann der bei ordentlich zutreffender Witterung bis 2 Schuh hoch aufwachsende Klee 2 bis 3 Male zur reichlichen Stallfütterung geschnitten werden. Weil indessen der Klee viele wässeriche Theile hat, so thut man wohl, denselben mit Gras oder Heu zu vermischen. Die Kuh fressen ihn gerne, und Männer, die damit schon Versuche angestellt haben, versichern, daß sie besonders bei der besagten Mischung, eher eine Zulage als eine Abnahme an der Milch wahrgenommen.

Eine andere, eben so ergiebige und nützliche Futterkraut-Art ist die Esparsette, gemeinhin Esper. Diese Esparsette nimmt mit einem ganz geringen Boden verlieb, und ihr könnet ein Stück von eurem Weidboden umbrechen und dasselbe mit diesem Futterkraute bepflanzen. Eine erfreuliche und nützliche Ernte würde auch die Mühe reichlich lohnen. Auf diese Weise könnet ihr nicht bloß die Wiesen beträchtlich verbessern, sondern auch die Weide entweder entbehren, oder ein Stück derselben um das andere in grasreiches Wiesland umgestalten. So kommt ihr zu hinlänglichem Dünger und immer größerem Futter-Vorrathe. Daß das freie Herumlaufen auf der Sommerweide dem Vieh sehr gesund sei, ist freilich wahr, allein, wenn ihr dasselbe im Frühlinge ein paar

Wochen in ein eingezäuntes Stück Wiese und im Spätjahre in das Herbstgras lasset, so genügt dieses vollkommen und die Kühe bleiben bei sorgfamer Pflege und Reinlichaltung doch gesund, so gesund, ohne Vergleichung, als eure Kneben und Mädcchen, die in den schönsten Sommertagen im feuchten Webkeller sizen.

3. Fahret zur rechten Zeit mit dem Dünger aus!

In diesem Punkte macht ihr, liebe Landesbrüder, große Fehler, welche um so weniger zu übersehen sind, da ihr euch selbst dadurch gewissen Schaden zufüget oder um den Nutzen täuschet. Es ist keineswegs gleichgültig, bei welcher Witterung, bei welchem Kälte- oder Wärmegrade, ob bei Erdkne oder Nässe, bei Windstille oder Stürme, besonders der flüssige Dünger auf die Wiesen gebracht werde. Von der Beobachtung des rechten Zeitpunktes hängt vielmehr die gute Wirkung oder die Nutzlosigkeit dieser landwirtschaftlichen Vorkehrung ab. Aber eben diese Zeitpunkte beobachtet ihr in der Regel nicht. Wenn ihr allenfalls auf das Wachsen oder Abnehmen des Mondes und andere Kalenderzeichen achtet, so nehmet ihr dagegen auf die Witterung viel zu wenig Rücksicht. So fahret ihr, wenn ihr eben Zeit habet, oder die Gänzenkästen voll sind, mit der Fauche bei vollständigem Regenwetter aus; ihr giesset sie auf den hohen festen Schnee, auf den gefrorenen und wieder gefrierenden Boden; ihr tränket damit bei sengender Hize das junge nach Regen schmachtende Gras, u. s. w. Das Alles ist nicht gut und eine ganz fehlerhafte Verfahrungsart, denn der Frost wie die große Hize lassen die wirkende Kraft auf, die eigentlich düngenden Theile verflüchtigen sich und fahren in die Luft, statt daß sie zur wohlthätigen Befruchtung in das Erdreich und zu den Graswurzeln eindringen, auf dem zu stark berechneten Boden wird die Düngekraft verwässert und geht verloren; auch der Wind übt, wie erfahrene Landwirthe behaupten, einen nachtheiligen Einfluß auf den Dünger. Ihr glaubet dann das Euerige gethan und die Wiesen gut bedacht und bestellt zu haben, und wenn das reichlich überschüttete Stück Wieswachs dennoch wenig Futter giebt, so verwundert ihr euch höchstlich und könnet nicht begreissen, daß eure Zuthaten nicht

besser gelohnt werden sollten; ihr gebet aber dem undankbaren Boden, dem späten eingetretenen Froste, dem Mangel an Aprilregen, einem gefallenen giftigen Thaue, oder gar einem über euch und euere Grundstüke verhängten leidigen Unsterne, kurz allem in der Welt, nur nicht euch selber schuld, wenn die Heuernte weit hinter eurerer Erwartung zurücksteht. Und doch trarget ihr in vielen Fällen die Schuld selbst, weil ihr die Witterung, die Temperatur (Beschaffenheit) der Luft zu wenig berücksichtigt. Die Gölle (Bschütte) sollte wo immer möglich bei der Windstille, bei mehr trokner als nasser Witterung, mehr am Abend als bei der Mittagshize, besonders wenn nur ein leichter, mehr anfeuchtender als überschwemmender Regen zu erwarten steht und bei starker Kälte nie den Wiesen mitgetheilt werden.

Aber, ihr wendet mir ein: Es wäre wohl so eine Sache mit der Abwartung günstiger Witterung, wenn wir warten könnten, allein, wenn unsere Bschüttekästen voll sind, so dürfen wir sie nicht überlaufen lassen, sondern müssen, ob wir wollen oder nicht, mit der Flüssigkeit in's Feld. Ihr habet recht und ich erkenne das Richtige dieser Einwendung, darum gebe ich euch folgenden Rath zur Abhülfe.

4. Versehet Euch, wenn ihr es immer und je richten könnet, mit größern Gänzenkästen.

Es ist ein sehr allgemeiner und gewöhnlicher Mangel, daß unsre Gutsbesitzer, und unter ihnen sogar die sogenannten großen Bauern nur mit winzig kleinen, wenig fassenden Gänzenbehältern versehen sind, die sich einmal über das andere anfüllen und den Eigenthümer notthigen, mit der frischen, ungegohrnen Fauche zur Unzeit auszufahren. Der freie Landmann darf indessen auch in diesem Stük sich nicht zum Sklaven der Notwendigkeit hergeben, sondern, wie der Herr seine Schäse anspannen läßt, wenn es ihm beliebt, so muß auch der Bauer seine einsädrige oder zweisädrige Landkutsche in Bewegung setzen können, wenn es ihm gefällt. Es bleibt daher immer ein Hauptvortheil für den, seinen Nutzen suchenden Landwirth, daß er große, weite und tiefe Kästen zur Aufbewahrung der Düngmaterien bei seinen Schenern habe, und wenn ihr den Namen verminstiger Landwirthe

verdienen und auf Verbesserung des Bodens ernsten Bedacht nehmen wollet, so müsset ihr dießfalls eine zweckmäßigeren Einrichtung treffen, und gerne ein ordentliches Stück Geld, wenn ihr je ein solches zu erübrigen im Falle seid, für die Anschaffung großer Bschüttelkästen verwenden. Nicht bloß wird es euch hierdurch möglich, mit der Düngerarbeit einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten; nicht bloß könnet ihr den Inhalt allfälliger in Pacht genommener und oft sich füllenden Dorf-Hauskästen, statt ihn unmittelbar auf die Wiese zu bringen, in euere Stallkästen überleeren, sondern eben durch diese Mischung und durch die Sammlung einer großen Masse wird die Waare auch viel besser und wirksamer, wie der Wein in großen Fässern weit vorzüglich ist, als derjenige in kleinen Fäschchen. Macht nur die Probe und ihr werdet euch bald von der Güte meines Rathes überzeugen!

Demselben möchte ich noch den Wunsch beifügen; den festen Dünger oder Mist lieber im Herbst als im Frühlinge auf den Wiesen zu verspreiten, indem die Erfahrung lehrt, daß derselbe, wenn trockne Frühlingswitterung einfällt, nicht gehörig eingeht, sondern mit dem wachsenden Grase aufgehoben wird, und also nicht bloß seine Wirkung nicht thut, sondern noch das Futter unschmähaft macht.

5. Bleibet nicht ausschließlich bei der Heuwachs pflege stehen, sondern treibet auch Ackerbau!

Wenn ihr durch Befolgung meiner bisherigen Räthe ein größeres Dünger-Quantum und eine bedeutendere Futtermenge erzielt habet, so möchte ich euch anrathen einen Theil euers Bodens alljährlich zu einigen andern Pflanzungen zu benützen, namentlich den Korn- Hasen- und Gerstenbau in großem oder kleinem Maße zu betreiben, denn dadurch gelangt ihr zu manchem wesentlichen Vortheile, deren ich einige namhaft machen will: 1. Es liefert diese Pflanzung euerer Haushaltung, wenigstens für einen Theil des Jahres, Brod und andere Nahrungsmittel, 2. Ihr erhaltet Stroh, das ihr doch zur Streue und Vermehrung des Düngers nothig habet, und oft aus den benachbarten Fruchtgegenden um hohen Preis kaufen müsset. 3. Es bekommen euere Kinder Gelegenheit, die landwirthschaftlichen Verricht-

ungen; als Umhaken, Säen, Schneiden, Dreschen u. s. w. kennen und üben zu lernen, was ihnen zwischen dem einßtrmigen und zu beständigem Sizen veranlaßenden Spuhlen und Werben nicht nur eine sehr gesunde und angemessene Bewegung verursacht, sondern auch in Gewerbs- und Verdienstlosen Zeiten trefflich zu Statten kommen kann. Jeder Bauer, der viel Boden besitzt, sollte für seine Haushaltung genug Erdäpfel pflanzen, um nicht diese Früchte dem größten Theile nach auf dem Markte Pfundweise kaufen zu müssen, denn wenn das Pfund auch nur einen Kreuzer kostet, so summirt sich doch diese Ausgabe gewaltig, was derjenige, der eine Rechnung führt, leicht einsieht. Es ist aber auch nicht meine Meinung, daß die Erdäpfel, wie es nur zu häufig der Fall ist im Übermaß sollen genossen werden. Wenn aber in mancher Haushaltung 2 bis 5 Male des Tages bloß im Wasser gesortete Erdäpfel auf den Tisch kommen, so heiße ich das ein Übermaß, und es wird wenig fehlen, daß nicht aus demselben die in unserm Volke allzu häufig vorkommenden Wassersuchten, Magenübel, Engbrüstigkeiten, Auszehrungen, Brüche ic. entstehen. Deswegen sollten mehr Gemüsearten, als Kohlen, Rüben, Kraut ic. gebaut werden, hauptsächlich auch aus dem Grunde, um mit den Erdäpfeln abwechseln zu können. Ebenso sollte die Butter, (das Schmalz) welche zum weiblichen Kaffee genossen wird, mehr mit und in den Erdäpfeln verbraucht und überhaupt in Bauernhäusern das blöde Kaffeeeschlapp an das nahrhafte Habermus, oder an eine kräftige Suppe vertauscht werden. Für die Viehhaltung wäre auch der Runkelrübenbau sehr zu empfehlen. Diese Rübe kommt auf jedem guten Boden fort, an dem es ja nicht fehlt; den Sommer über liefert sie eine Menge Blätter zur guten Futterung und den Winter über kann sie selbst, die 2—3 Pfds. schwer werden kann, zur milchfördernden Miehung u. Futter-Ersparniß dienen. Vielleicht wären auch Delpflanzungen manchen Bauern vortheilhaft, da er doch in den langen Winterabenden des Lichtes in Stuben und Webgaden bedarf und das Unschlitt und jede Art Fett gewöhnlich so hoch im Preise steht. Fehlt es doch in unsern Tagen weder an Gesellschaften nach an gemeinnützigen und sach-

verständigen Männern, welche zu Anschaffung von Sämereien und zu unthigen Anleitungen gerne behülflich sind, so daß man natürliche und billige Wünsche nur darf laut werden lassen!

6. Ziehet mehr eigenes Vieh nach!

Ich weiß wohl, daß diese Nachzucht mit vieler Mühe verbunden ist und daß ihr zuweilen ein ordentliches Stück Geld kostet, wenn ihr ein 3—4 wöchiges Kalb an den Mezger verkauft, — doch gebe ich euch einige Punkte zu bedenken. Für's Erste ist es fast mehr als schade, wenn man die Jungen von einer schönen, wohlgestalteten und guten Zucht- und Milchart, statt sie zu entrohnen, abschlachtet. Zum Andern sollte doch die Mühe mit der Aufziehung so gar beträchtlich nicht sein, da man ohnehin viel Zeit auf die Stallbesorgung verwenden muß und eines mit dem Andern geht, auch das Kalb als vierteljährigen Zögling mit der übrigen Habe auf der Weide mitlaufen, oder für geringe Kosten auf einer Alpe kann übersommern lassen. — Zum Dritten würden viele hundert tausend Gulden im Lande bleiben, die man olljährlich für Vieh in's Schwabenland hinüberträgt, und nicht selten ist es der Fall, daß der Käufer darüberhin arg betrogen wird, indem die für tragend gekaufte Kuh — leer und die als ledig für die Mast erhandelte — trächtig, oder sonst mit sieben Mängeln behaftet ist. Wie oft ist schon der schlichte Bauer von den abgefeimten Viehhändlern überlistet und das Opfer ihrer hochbetheuerten Redlichkeit geworden! Zieht sich hingegen der Bauer sein Vieh selber nach, so weiß er doch was er hat, die 20—24 Thaler, die er auch für ein gerathenes Haupt auslegen müßte, kann er im Sack behalten, da ihm ein wahres Kapitalstück allmählig und unvermerkt nachgewachsen ist, und über das selbsterzogene Stück muß er sich billig mehr freuen, als über ein gekauftes. Zum Vierten endlich fehlt es nicht an verständigen Landwirthen; die diese Selbst-Nachzucht fleißig treiben und sich wohl dabei befinden.

7. Bauet zweckmäßige Ställe!

Gebet bei allfälligen neuen Bauten, oder bei wesentlichen Ausbesserungen euren Viehställen eine zweckmäßige Einrichtung; ich meine daß ihr sie nicht allzu niedrig machen lasset, wo-

durch ein allzu starker, heißer Dunst und Dampf entsteht, der, der Gesundheit des Viehes, zumal dessjenigen, welches im kalten Winter zur Tränke ausgetrieben wird nicht zuträglich sein kann. Auch würde ich vorziehen, auf der Kopfseite des Viehes, im Zenne, wo sich's thun läßt, Schiebldcher, Heuschieber, anzubringen, statt das Futter durch die Thüre in den Stall zu tragen, denn hierdurch geht gewisser etwas von dem Heu verloren, auch wird es weniger gleich verheilt; das Futtergeschäft könnte bei Schiebldchern auch von Personen verrichtet werden, die aus Reinlichkeit oder aus Furcht nicht zwischen die Kuh zu treten wagen; es würde viel Zeit erspart und das fest eingeschlossene Vieh erhielte durch Deffnung der Läden eine wohlthätige Luftzufuhrung. Auch sollten an vielen Orten um der Reinlichkeit und des Düngers willen, schmälere Abzugskanäle (Strichtel oder Gletschlig) angebracht werden.

8. Trachtet auf Holz nach wuchs!

Ein vernünftiger Bauer wird, besonders in unsren Tagen, mit allem Ernst darauft denken, die möglichste Holzersparnis in Haus und Feld eintreten zu lassen, was hoch vonndthen ist. Schonet daher auch ihr der Waldung, wenn ihr noch solche habet, auf das Sorgfältigste! Schaffet zu diesem Ende die Latten- und Steckenhäge sobald wie möglich ab, weil diese ungeheuer viel Holz wegnehmen und setzt um euere Wiesen und Weiden lebendige Zäune oder Grünhäge! Haltet den Holzboden in Ehren und pflanzet die abgeholteten, ausgereuteten Stüke mit jungen Tannen, Lerchen und andern Holzarten an, denn es wird eine Zeit kommen und sie ist nicht mehr ferne, da eine schöne, frische Ansaat, geschweige denn ein vorgerüster, kräftiger Holzaufwuchs aufgesucht und mit schwerem Gelde bezahlt werden wird. Wo ihr im Walde, um das Haus und um die Schener leere, nuzlose Plätze habet, da besetzt sie mit schnell aufwachsenden Obst- oder Waldbäumen, es wird das euch reichliche Zinsen tragen! Brechet rauhen Weidboden um und bestellen ihn mit alerhand Holzsezlingen, ihr werdet es nicht bereuen, denn wir gehen schnellen Schrittes einer schreienden Holznoth entgegen und wenn nicht von allen Seiten dem darniederliegenden Wald-

wesen aufgehoben würde, so könnte es noch zum Auswandern aus unserm lieben Vaterlande kommen! Das sieht allerdings einer Uebertriebung gleich, aber die Zeit wird lehren, ob die Besorgniß gegründet oder ungegründet war. Begebet euch deswegen auch des schädlichen, leidigen Trattrechts! Dieses ist ein fressender Krebs in der Holzwirthschaft, und sollte gegenseitig aufgehoben oder allseitig ausgelöscht werden.

9. Lasset nirgends Dünger zu
Grunde gehen!

Den kleinen Gutsinhabern, oder den ärmern Leuten, welche gar kein Grundeigenthum besitzen, aber doch auf entlehnten Boden für ihre Haushaltung Erdäpfel und andere Früchte pflanzen möchten, dabei von allen Dünungsmitteln entbldst sind und nicht weit von Straßen entfernt wohnen, möchte ich ausrathen, sich wenigstens diejenigen Abfälle fleißig anzueignen, die sie mit geringer Mühe und unentgeltlich haben können. Auf den Straßen fällt viel Dünger von Pferden und Vieh, der zertreten, verfahten, weggespült wird und zu Grunde geht; auch wächst Gras neben den Wegen, das besudelt und nie abgeschnitten wird. Ein Vater also, der Kinder hat, die doch noch nicht arbeiten können, sollte jenen Straßenkoth zum Dünger und dieses Gras zur Vermischung durch die Kleinen sorgfältig sammeln lassen, anstatt ihnen müßiges Herumsitzen- oder springen zu gestatten. Dadurch käme er in einem halben Jahre zu einem schönen, vielleicht zureichenden Düngerhaufen. Wenn es eine etwas schmuzige Arbeit ist, so ist es doch eine nützliche und hat nichts Schimpfliches an sich.

10. Sorget vor allem aus, für gute
Einsammlung des Futters.

Darunter verstehe ich nicht bloß, daß ihr auch zuverlässige Anzeichen in Beziehung auf die Witterung kennen und beobachten lernet, damit ihr nicht auf Regentage das Gras in's Feld hauet, sondern auch daß ihr wegen des Einsammelns am Sonntage nicht zu ängstlich seid, sondern diesen Tag ohne Bedenken zur Versorgung des Heus oder Endes benutzt, wenn schlimmes Wetter zu beforgen steht, oder das liegende Futter schon benetzt wurde. Der Heustock ist euer Reichtum und Schatz, von seiner guten oder schlechten Beschaffenheit hängt für das

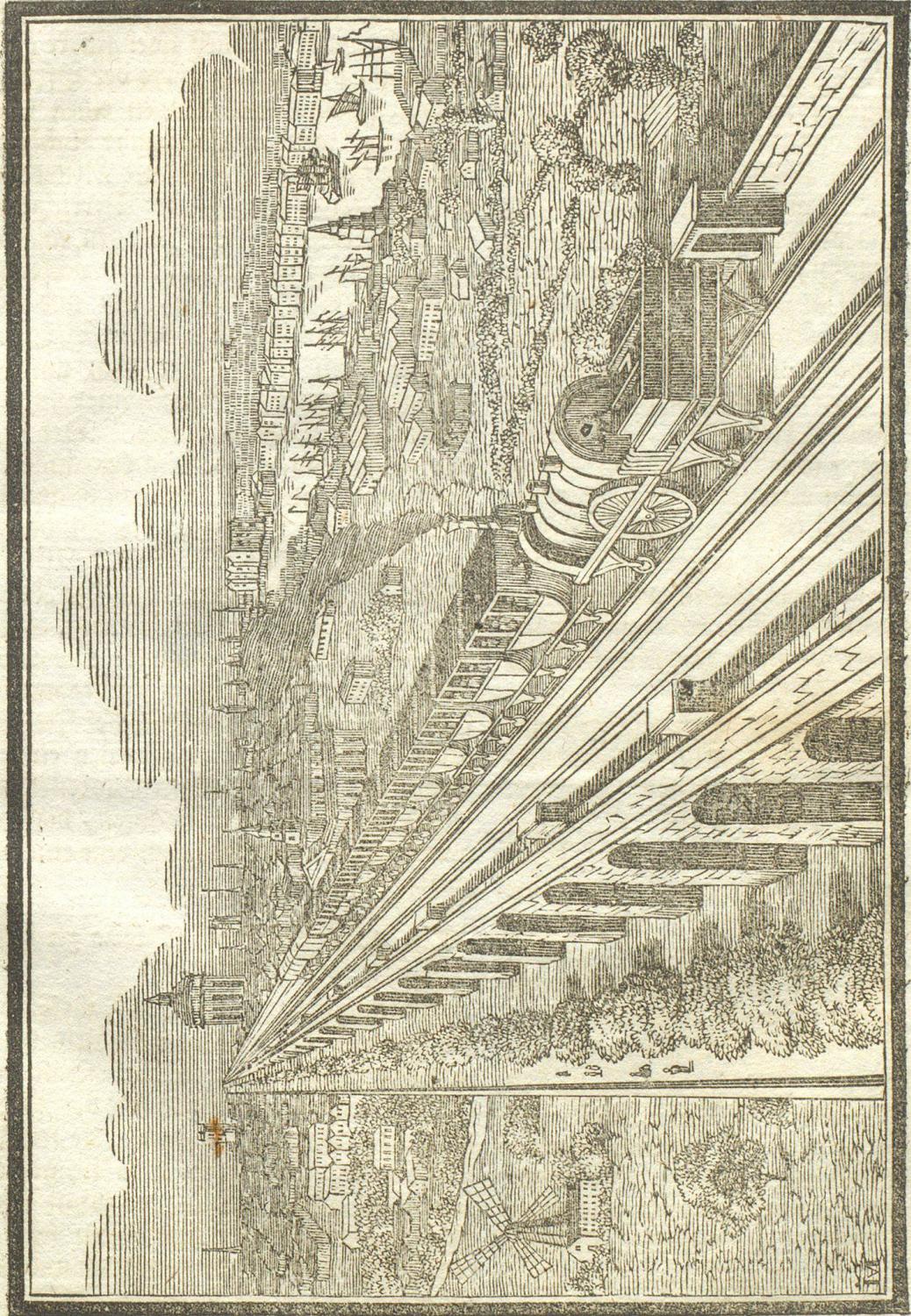
ganze Jahr der größere oder geringere Milchertrag, die Gesundheit eueres Viehes, mithin euer Nutzen oder Schaden ab. Es kann nicht im Willen des allliebenden himmlischen Vaters liegen, daß ihr um eines Tages willen Nachtheil im Zeitlichen erduldet; das Vieh hat auch lieber schmackhafte als verdorrene Nahrung, so gut als wir Menschen und es ist weit besser, der Bauer bringe das Futter vor dem Regen unter Dach, als daß er unter dem Schein der Religiosität müßig umherszige und den nützlichen Thieren seine Sorgfalt entziehe. Vor Missbrauch des Ruhetages wird sich der brave Bauermann schon zu verwahren wissen.

Ich schließe mit den Worten des wakern Wehrli:

»Jeder Hausvater im landbaulichen Wirkungskreise kann und soll durch eine schöpferische Thätigkeit, durch einen beständigen Verbesserungs-, Verschönerungs- u. Erhaltungssinn walten und wirken, daß er zu einem Auskommen gelange, bei welchem er sich mit den Seinen des Lebens freuen kann, daß er seinem Hause gleichsam ein recht praktischer Lehrer und sein Haus eine wahre Schule werde, in der er nicht bloß in Worten, sondern mit der That beten und arbeiten lehrt. Dahin soll es kommen: Es soll das verlorene Paradies in jeder ländlichen Wehnung und auf jedem ländlichen Sitz wieder hergestellt werden.

Betrachten wir den Landbau von Seiten seines Einflusses auf Freiheit und Unabhängigkeit, so ist es eben vorzüglich derselbe, der uns eine schöne glückliche Selbständigkeit verschaffen kann. In Boden liegen Schätze, die müssen wir heben. Im Boden liegen die Quellen unseres Wohlstandes und unserer Freiheit. Im Boden liegen selbst die Hebel, Vermittler und Bedingungen zur Erstrebung der meiststen geistigen Güter. Wer nicht auch ein gewisses Maß von Besitzthum irdischer Güter zum zeitlichen Wohlsein hat; wer sich nicht auch so viel Mittel verschaffen kann, um ein menschliches Leben führen zu können, — wie schwer hält es denn, sich zu einer ordentlichen Geistes- und Herzensbildung zu erheben! Wer mit drückenden Sorgen um Nahrung, Kleidung und Obdach für sich und die Seinigen stets zu kämpfen hat, der muß fast unausweichlich über den Sorgen dieses Lebens von jeder höheren Geisteserhebung ausgeschlossen bleiben.«

Die Eisenbahn von London nach Greenwich.



Diese Bahn liegt auf einer 22 Fuß hohen gewölbten Mauer, (Viaduct) die aus mehreren tausend Bogen besteht. Die Actiengesellschaft, welche diese Bahn errichtete, hat das Recht, die ungeheuren Bogen mit Wohnhäusern, Waarenverlagen und Kaufmannsladen auszufüllen; bei Deptford ist damit bereits der Anfang gemacht, und die Wagen laufen sonach über Häuser hin. Wenn diese merkwürdigen Bäue werden vollendet sein, wird man eine schmugrade Häuserstraße mit einer Eisenbahn darüber von London nach Greenwich, fast vierzig (engl.) Meilen weit reichen sehen. — Auf der Bahn selbst aber darf Niemand gehen und wer daselbst betroffen wird, darf um 40 Schillinge gestraft werden. Dagegen ist unten neben den Bogen ein Weg für Fußgänger angebracht, der dem Publikum gegen Erlegung eines geringen Begegeldes offen steht.

Die gewöhnlichen Dampfwagen auf Eisenbahnen haben, trotz ihrer Vorteile, doch auch Unannehmlichkeiten, die man theils nur mit großer Mühe, theils gar nicht zu überwinden weiß. Im Jahre 1827 versuchte ein Engländer zuerst, eine Dampfutsche zu erbauen, die auf gewöhnlichen Chausseen benutzt werden könnte; und nach zwei Jahren brachte der Ingenieur Gurney eine solche zu Stande, bei der er besonders darauf gesessen hatte, jede Explosion des Kessels zu verhindern. Sie unterschied sich in der Form nicht von andern Posten, war jedoch höher und länger. Sie fasste zwanzig Personen mit ihrem Gepäck, und hatte hinter der Kutsche einen großen Kasten, in welchem sich der Kessel und der Ofen befanden. Sechs Räder, je zwei, dienen zu seiner Fortschaffung. Oberhalb des

Gestells, etwas von den beiden Hintersrädern, hatte Gurney zwei starke Hebel befestigt, um wie die Füße der Pferde zu arbeiten, und dem Wagen einen Stoß zu geben, wenn es eine rauhe Anhöhe zu passieren gab. Verschiedene Mittel dienten zur Vergrößerung oder Verringerung der Schnelligkeit, den Wagen anzuhalten etc. Zwei Jahre darauf verfertigte Gurney einen Wagen, der nur dazu diente, die an ihn gekoppelten Wagen zu führen, und der, außer dem nöthigen Apparat, nur den Eigenthümer und den Lenker des Wagens führte. Der Wagen ging, von einer Hochdruckmaschine getrieben, stets mit derselben Schnelligkeit und vermied leicht die Hindernisse des Weges; das Maß des Wassers musste alle 30 Minuten, das der Kohlen alle Stunden erneuert werden. Die Kohlenverbrennung bewirkte nur wenig Rauch, und der Wagen machte weniger Geräusch, als ein gewöhnlicher Postwagen. Endlich errichtete Gurney eine regelmäßige Fahrt zwischen Gloucester und Chestenham, zweien Städten, die etwa anderthalb deutsche Meilen von einander entfernt sind.

Ein neues Mittel, Diebe zu entdecken.

In Belgien war in einer Fabrik, welche fast tausend Arbeiter beschäftiget, ein Diebstahl begangen worden. Bald darauf erschien eine alte Frau, die versicherte, sie werde, ohne daß sie eine Hexe sei, den Dieb ermitteln, wenn man sie gewähren lassen wolle. Dies bewilligte man; sie kam eines Abends mit einem schwarzen Hahne in der Schürze wieder und kündigte an, wenn die Arbeiter, einer nach dem andern, die Hand auf den Rücken

des Hahnes legten, würde dieser frähen, sobald er die Hand des Diebes fühle. Sie stellte sich demnach in einen dunkeln Winkel, wo ein Arbeiter nach dem andern die Hand auf den Rücken des Hahnes legte, der aber nicht frähte. „Der Dieb kann ihn nicht berührt haben,“ meinte da die Frau, „sonst würde er ge- fräht haben; wir wollen einmal die Hände besehen.“ Man brachte Licht und jeder zeigte seine Hand; alle waren Schwarz, mit Ausnahme einer einzigen, der des Diebes, welcher nicht gewagt hatte, den Hahn zu berühren. Er gestand sein Verbrechen und wurde zu fünfjährigem Gefängnisse verurtheilt. Die alte Frau erhielt eine gute Belohnung; sie hatte den Hahn mit Rüß und Baumwoll bestrichen.

Brief eines Deutschen aus Algier.

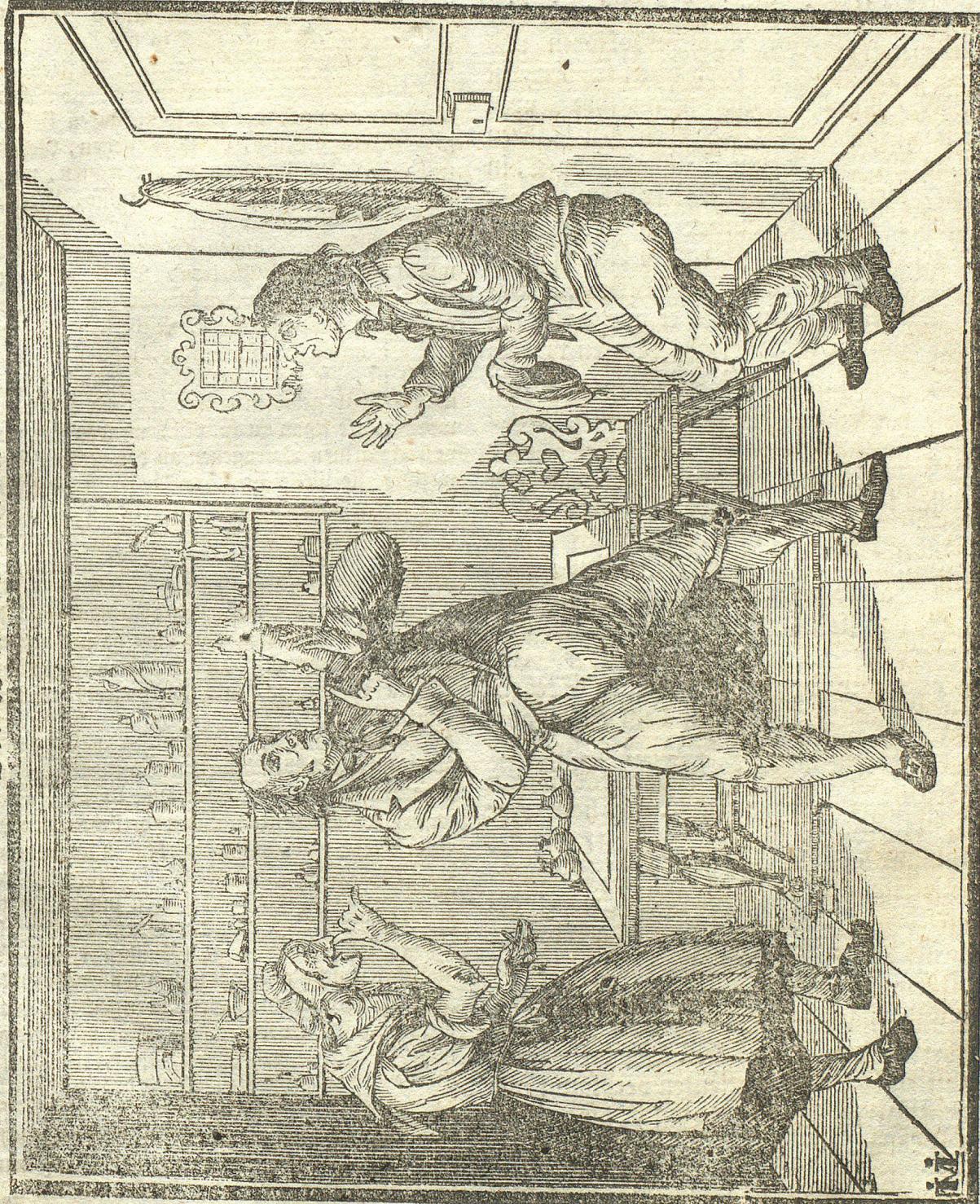
Von einem Ausflug in die Umgegend zurückgekehrt, kann ich Ihnen über die gegenwärtige Lage der Kolonisten genauen Bericht geben. Sie wissen, daß man im Jahr 1832 zwei Kolonistendorfer, Kuba und Dely Ibrahim, gegründet hat. Ihre Bewohner bestanden aus deutschen Auswanderern, einigen französischen Familien des Nordens und aus Spaniern der Insel Minorca. Von letzterer verließen nicht weniger als 4000 Individuen ihr übervölkertes, wenig fruchtbare Eisland, um sich an verschiedenen Punkten der afrikanischen Küste anzusiedeln. Das Dorf Kuba, zwei Stunden südwestlich von Algier, auf einem überaus fruchtbaren, aber ziemlich ungesunden Terrain gelegen, gleicht heutigen Tages einem Kirchhofe. Die Mehrzahl der strohbedekten Häuschen steht verlassen, einige ihrer früheren Bewohner sind gestorben,

andere haben sich in die Stadt zurückgezogen. Die wenigen anwesenden Kolonisten fand ich, wo möglich, noch ärmer und elender, als bei meinem Besuche im Frühjahr 1835. Von ihrer Feldarbeit sieht man so viel als gar nichts; selbst die wenigen früher bepflanzten Acker sind wieder verwildert, und doch wäre kein Boden selbst für die geringste Mühe dankbarer als dieser. Allenthalben wuchern wilde Olivensträuche, und Orangenbäume lachen in einer so überaus reichen Fruchtpracht, daß man bedauern muß, die geschickten Pflanzer der Provence, die auf einem unfruchtbaren Felsenboden sich abmühen, nicht hier zu haben — hier würde eine Erndte zehn der ihrigen aufwiesen. Das Dorf Dely Ibrahim, drei Stunden südlich von Algier gelegen, befindet sich in einem bei weitem bessern Zustande. Dort stehen gegen siebenzig kleine Häuser, die Mehrzahl von Stein erbaut. Die Umgebung im Umkreise einer halben Stunde ist mit Gemüsegärten und Feldern bedeckt. Das Terrain ist zwar keineswegs das beste der Gegend, doch immerhin ein sehr fruchtbares, und die vielen noch unbebauten Hügel, auf welchen Zwergpalmen und Oleanderbüsche grünen, würden gewiß die Mühe des Pflanzers lohnen. Da hier der beständige Durchmarsch aller Truppen ist, welche nach den Lagern von Ouera und Buffarik ziehen, so wird ein ziemliches Geld verzehrt, und fast jeder Kolonist hat aus seinem Häuschen eine Schenke gemacht. Dies ist leider zugleich der Grund, daß die Kultur des Bodens nicht lebhafter und erfolgreicher fortschreitet. Diesen Deutschen behagt das gemäßige Leben eines Wirthes besser, als das schweißvolle Brod des Ackermannes, und

so ist es wirklich schmerzlich zu bemerken, wie diese Leute, die aus einem so arbeitsamen Lande kamen, schon jetzt die Südländer an Schaffheit und Müstiggang noch übertreffen. Alle diese Kolonisten könnten bereits wohlhabend sein, hätten sie jene unverdrossene Thätigkeit gezeigt, die für einen Ansiedler auf einer noch völlig unbekannten Erde erste Bedingniß ist. Andere Beispiele von arbeitsamen Leuten haben bewiesen, wie leicht und bald man hier ein mäßiges Vermögen gewinnen kann. Dieses Land ist reich an allen Hülfssquellen, der Absatz aller Produkte ist schnell und gut, und obwohl die Einwanderung aus Europa bedeutend ist, so fehlt es doch allenthalben an fleißigen Händen, die nirgens eine höhere Bezahlung finden. Für arbeitsame Bauern, die genug Charakterstärke haben, den verführlichen Reizen einer südlischen Natur, dem Weine, den Früchten und dem Müstiggange unter so mildem Himmel zu widerstehen, und die hier mit derselben Thätigkeit, wie in ihrer Heimath, schaffen würden, wäre Algier der vortheilhafteste Punkt einer Ansiedelung. Selbst die Kolonisten Dely Ibrahims sind trotz ihrer geringen Arbeitsliebe in einer ziemlich zufriedenen Lage; in ihrer Heimath wären sie bei gleicher Trägheit Hungers gestorben. — Eines unendlich blühendern Zustandes als Kuba und Ibrahim erfreut sich Rosota, die Kolonie des polnischen Fürsten Mirski (Prinz Mir, wie ihn die Franzosen nennen). Dieselbe liegt fünf Stunden östlich von Algier am Meeressufer. Dort ist schon eine gute Strecke Landes angebaut, und namentlich bemerkt man eine treffliche Schweizerei mit Kühen und Schafen, deren Wolle ein nicht unbedeutender Exportationsartikel ist.

Fürst Mirski besitzt jene Kolonie nicht für seine eigene Rechnung; sie wurde vielmehr durch die Vorschüsse des Hauses Suchet gegründet, welches davon wirtschaftlicher Eigentümer ist. Mit Rosota rätselt das große Landgut des Hrn. Mercier, welches noch eine Stunde weiter, ganz nahe dem Cap Matisu, fast am äußersten Ende des malerischen Golfs gelegen ist. Diese beiden Ansiedlungen erfreuen sich einer Ruhe und Sicherheit, die mächtig zu ihrem fortschreitenden Gediehen beitragen muß. Die Araberstämme jener Gegend sind die friedlichsten des ganzen Landes, und leben mit dem Fürsten Mirski und Hrn. Mercier im besten Einvernehmen. Häufig machen diese den benachbarten Scheikhs ihren Besuch und kosten bei ihnen den Kuskusu und die Kamelsmilch, wogegen die Araberhauptlinge wieder zu ihnen auf eine Tasse Kafes kommen. Man hat in Europa überhaupt noch allzu schlimme Begriffe von diesem Lande; viele, ehe sie hieher kamen, glaubten man könne keine halbe Stunde weit vor die Thore gehen, ohne ermordet zu werden. Dies ist aber grundsätzlich falsch. Ich kenne hier Jäger, die auf ihren Streifpartien bis an den kleinen Atlas gehen, ohne je ein Unglück zu haben. Die einzige wirklich gefährliche Seite ist die Straße von Dely Ibrahim bis Bußfari. Diese Gegend gränzt an das Land der Hadschuten, und es wäre höchst unklug, den Weg außer in Begleitung der täglichen Eskorte zurückzulegen. Die Hadschuten sind zwar nicht sehr zahlreich, aber alle trefflich beritten, und ihre flinken Araberrossen lassen die verfolgende französische Kavallerie stets weit hinter sich zurück.

Der Wunderdottor.



6

Der Unfug, den in der Schwelz hier und da einzelne Wunderdoktoren und Wasserschauer im Geheimen treiben, ist groß, und der Glauben an ihre Kuren oft abentheuerlich. Vor einigen Jahren kam ein Bauer zum Wunderdoktor T. in Al., weil seine Frau sehr krank war. Er mußte einige Stunden im Vorzimmer warten, und erzählte da den Alawesenden aus langer Weile die bedenklichen Umstände seiner Frau. Als er nun endlich in das Zimmer des Doktors berufen wurde, beschauter dieser das Wasser, das ihm der Bauer gebracht hatte, und sprach mit wichtiger Miene: „Ich sehe daraus, daß euere Frau die Treppe hinuntergefallen ist und das Bein gebrochen hat.“ Der Bauer bestätigte verwundert die Richtigkeit dieser Angabe. „Und, fuhr der Doktor fort, ich sehe auch noch daraus, daß sie über sechs Stegentritte hinunterfiel.“ Nein, Herr Doktor, entgegnete der Bauer, über sieben Stegentritte hinunter. — „In dem Fall habet Ihr mir nicht alles Wasser gebracht.“ Der Bauer gestand, das etwas davon verschüttet worden sei. „Da habt Ihr es, rief der Doktor, in dem ist richtig der siebende Stegentritt stecken geblieben.“

Es wird wohl jedem Leser schon eingefallen sein, daß nach hie und da läblicher Sitte die Haushälterin oder Frau eines solchen Herrn Doktors, den Erzählungen der im Audienzzimmer wartenden zu hört, und leicht auf diese Art die Krankheit eines jeden Patienten vernimmt und dem Herrn Doktor heimlich hinterbringen kann, der seinerseits nicht ermangelt mit gelehrter Miene anscheinend aus dem Wasser, mit andern Worten das zu sagen, was er eben vernommen hat. Wegen Mißverständnis mußte der hier abgebil-

dete Wunderdoktor sich mit einem Kniff helfen, der etwas zu stark in die Augen fällt; etwa wie seine Kntli für Larier- u. Pngiermittel.

Dieser leichtgläubige Bauer ist noch lange nicht der einzige, der sich so anführen ließ, es gibt noch viele Leute, die es vorziehen, Gesundheit und Leben Personen anzuvertrauen, welche oft ohne alle medicinische Kenntnisse, durch erlogene Erzählungen von Wunderkuren und übertriebene Versprechungen so leicht zu bethören wissen, — Marktschreieren, Pfuscher, alten Weibern, herumziehenden Verkäufern von Wundermitteln, Scharfrichtern. Nicht nur Geld wird hier oft unnütz verschwendet, was noch mehr werth ist, die Zeit, in welcher manches Nebel noch heilbar gewesen wäre; — und erst dann, wenn es oft schon zu spät ist, wenden sich reuevoll die armen Betrogenen an den rechten Arzt, welcher sie vielleicht schon längst in dieser Zeit und mit wenigen Kosten, geheilt haben würde.

Bei äußern Schäden wissen oft Pfuscher und ähnliche unberufene Heilkünstler den arglos ihnen vertrauenden Kranken anfänglich dadurch zu täuschen, daß die äußerlich angewandten Mittel dem Anschein nach eine baldige und sehr bedeutende Besserung zu bewirken vermögen. Nichts ist leichter, als durch stark wirkende äußere Mittel, sehr zusammenziehende und trocknende Salben, Waschungen oder Pflaster, bei äußern Schäden schnell eine anscheinend günstige Veränderung zu bewirken; — aber gerade in der unbesonnenen äußern ärlichen Anwendung von dergleichen stark wirkenden Mitteln und der gewissenlosen Nichtbeachtung ihrer späteren Wirkungen auf die wichtigeren innern Organe des Körpers, liegt eben der Grund der Gefährlichen, oft gar nicht zu hebenden frankhaften Zufälle, welche erst später sich wahrnehmen lassen, und deren wahren Grund der gemeine Mann nicht einzusehen vermag. — Eine hartnäckige, nässende Flechte bei Erwachsenen, ein übelriechender, den behaarten Theil des Kopfes bedeckender Ausschlag bei Kindern, lassen sich durch äußere Mittel oft unglaublich schnell beseitigen, — ohne zu bedenken, wie häufig durch diese zu schnelle Heilung nach bloß äußern Mitteln, später Schwerhörigkeit, Blindheit oder bei Kindern Krämpfe und tödliche Krankheiten des Gehirns entstehen können.

Cockerill.

Der größte Fabrikant ist jetzt wohl der Herr Cockerill zu Seraing bei Brüssel. Die Anstalt in Seraing enthält eine große Maschinenfabrik, beinahe ausschließlich für Dampfmaschinen, eine Dampfleßelfabrik, eine Dampfwagenfabrik, große Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienenwalzwerk, einen Hochofen, sechzehn Puddlings- und viele Flammenöfen, eine Schmiedewerkstatt mit 80 Feueressen, eine Modellirwerkstatt, ein Atelier für Zeichner, eine besondere große Werkstatt zur Ausbesserung der Werkzeuge und Geräthe, zwei Steinkohlengruben eine Erzgrube und endlich eine Krähen- und Krempefabrik. Die Anzahl der in dieser Anstalt beschäftigten Arbeiter beträgt 2400. Zwei und zwanzig Dampfmaschinen von 12 bis 250 Pferdekräften sind zum Betriebe der Maschinerie des ganzen Werkes in Thätigkeit und haben zusammen eine Kraft von beinahe 1000 Pferden. — Die ganze Anlage, aus vielen einzelnen massiven Gebäuden bestehend, ist, mit Ausnahme der Kohlengruben, von einer hohen Mauer in Form eines Vierecks eingeschlossen und macht durch die Unzahl ihrer riesigen Schornsteine, durch die aus denselben herauschlagenden Flammen, durch die dicken, unaufhörlich emporwirbelnden Rauch- u. Dampfwolken und durch das ungeheuere Getöse einen unvergeßlichen Eindruck. Aber Cockerills Unternehmungsgeist hat nicht auf dieses einzige Etablissement sich beschränkt; er besitzt in Lüttich eine große Baumwollenspinnerei, eben daselbst eine mechanische Weberei, Krammgarnspinnerei und eine zweite kleinere Maschinenfabrik woraus alle diesenigen Maschinen hervorgehen,

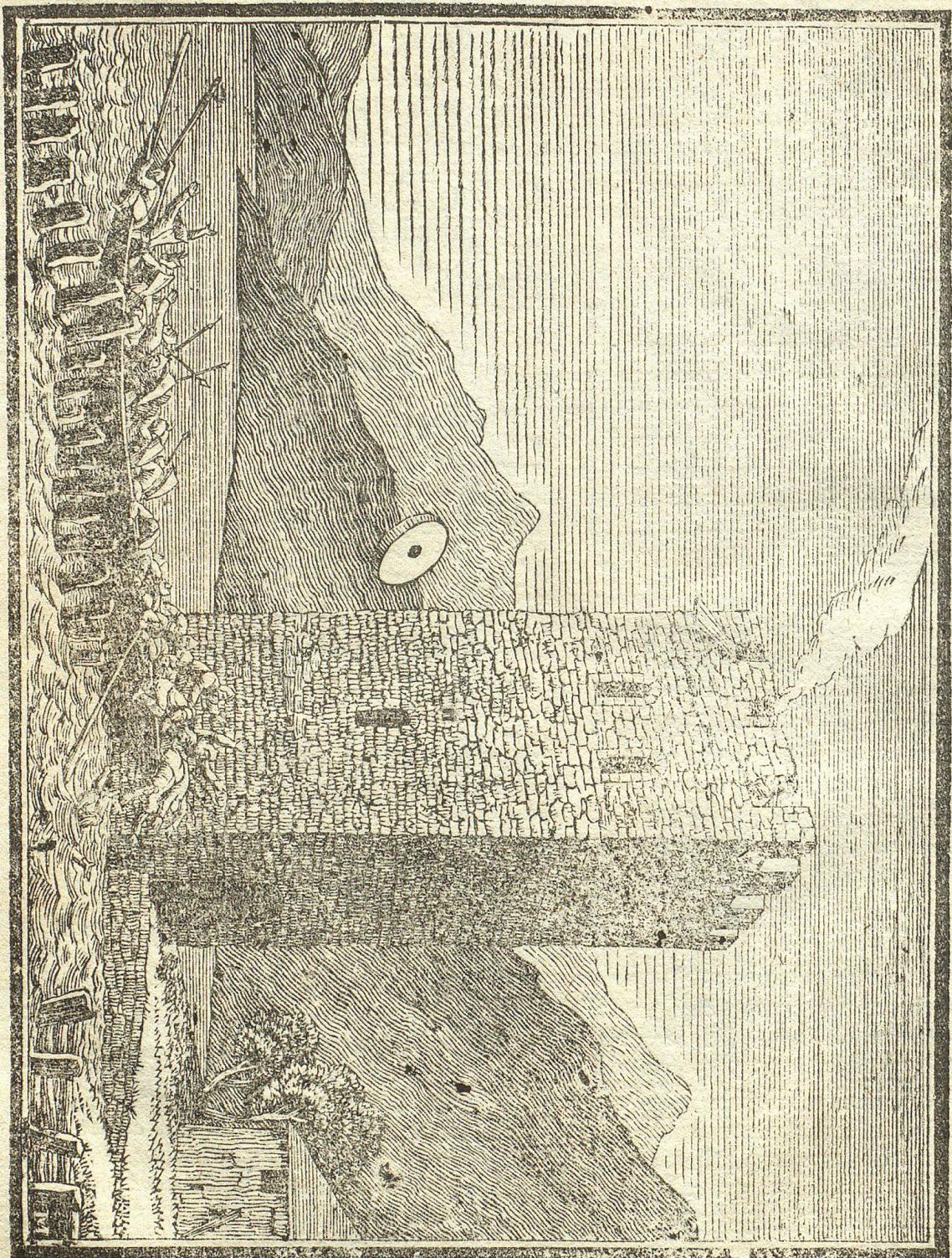
welche er zu dem mechanischen Betriebe seiner Fabriken nöthig hat; ferner in Charleroi ein Eisenhüttenwerk, in Verviers und Achen eine Spinnerei und Merlinoweberei, in Ardennes bei Namur eine Kattundruckerei mit Eilindern und eine Fabrik zur Versertigung des endlosen Papiers, zu Rottbus in Preußen eine Streichgarnspinnerei, in Stollberg ein Zinkwerk, in Przedborz in Polen eine Tuchfabrik, in Barcelona eine Baumwollenspinnerei, in Surinam ein Depot von Zuckermühlen und Dampfmaschinen. Er richtet gegenwärtig in Algier mehrere Dampfmühlen ein und ist damit beschäftigt, in Belgien Flachsspinnereien und webereien zu etablieren. Vor kurzem hat er die Anlegung der Eisenbahn von Brüssel nach Paris übernommen, auf der man für 15 Francs von einer dieser Hauptstädte zur andern wird reisen können. —

Ein seltener Fall.

Ein gewisser Cachet in Belgien hat leßthin einen Sprung gemacht, der alles übertrifft, was man merkwürdiges in dieser Art gesehen hat. Dieser Mann ging betrunken nach Hause, mußte dabei über ein Brett, das am Rande eines Steinbruchs lag, glitt aus und stürzte über 300 Fuß tief hinunter. Personen, die ihn hatten fallen sehen, kamen aus der Ferne herbei, stiegen in den Steinbruch hinab und fanden den Mann, der bedeuend — schnarchte.

H. in Sp. war nicht so schlaftrig; da er als Knabe mit einigen Kameraden auf dem Kirchturme sich befand, glitt er aus Unvorsichtigkeit auf einem nassen Balken aus und fiel herunter; kaum unten angelangt, hatte er nichts angelegneres zu thun, als sich schnell wieder auf die Beine zu machen und seine Kameraden aus guten Gründen zu bitten, daß sie seinem Vater ja nichts davon sagen.

Der Ueberfall zu Stans Stad.



Bei der feindlichen Stellung Oestreichs gegen die drei Länder, Uri, Schwyz und Unterwalden vor der Schlacht bei Morgarten, war Unterwalden, vorzüglich von Luzern aus, den Angriffen zu Wasser und zu Land ausgesetzt; besonders war Stanzstad, seiner Nähe wegen, ein leicht zu überschreitender Landungsplatz. Es wurde daher auch dieser Ort am sorgfältigsten bewacht, und zu seiner Beschützung ein starker Thurm erbaut, und durch eingerammte Pfähle, das Landen auf eine kleine Strecke nächst diesem Wallwerk beschreit. Indessen verhinderten alle Schutzanstalten gegenseitige Angriffe nicht, von denen uns aber die Geschichte, wahrscheinlich ihrer wenigen Bedeutung wegen, keine näheren Umstände aufbewahrt hat, einen einzigen ausgenommen, der sich im Jahr 1314 ereignete. Von Luzern aus fuhr nämlich das grösste bewaffnete Schiff, das daselbst ausgerüstet lag, die Gans genannt, in der Nacht ab, und nahte sich mit so vieler Vorsicht dem Ufer von Stanzstad, daß die Wache dasselbe erst in dem Augenblick wahrnahm, als es bei dem Wachturm aus Land sties; da flammt aber auch sogleich von den Zinnen desselben das verabredete Larmzeichen, um das Land von der vorhandenen Gefahr zu benachrichtigen, und ein schwerer Mühlstein wurde auf das Schiff heruntergestürzt, welcher dasselbe so sehr beschädigte, daß die darauf befindlichen Krieger, statt das Land mit Raub und Brand zu verwüsten, nichts angelegneres zu thun hatten, als ihr Schiff wieder in brauchbaren Stand zu stellen, damit, falls eine überlegene Macht sie zum Abzug zwänge, ihnen das einzige Hülfsmittel dazu nicht entstände. So leicht war aber diese Arbeit nicht, und ehe sie damit zu Stande kamen, stürzten die mutigen Bewohner Nidwaldens herbei, um die feindlichen Scharen zurückzuschlagen. Ein zufälliges Ereigniß vergrösserte für diese die Gefahr: das bewaffnete Schiff der Urner, der Fuchs, befand sich nämlich gerade damals in diesen Gewässern; durch die hochlodende Flamme von der Gefahr ihrer Verbündeten unterrichtet, steurten sie schnell dem Land zu: von zweien Seiten angerissen unterlagen die Feinde: viele verloren ihr Leben auf dem Land, viele ertranken: die meisten wurden gefangen, da ihnen die Flucht unmöglich geworden war.

Zweideutige Antwort

Am Thurme des oberen Thores in Zofingen (Kanton Argau) steht die große Gestalt des alten Schultheissen Niklaus Thut angemalt, welcher im Jahr 1386 mit einer Anzahl seiner Mitbürger dem Herzog Leopold in die Schlacht bei Sempach gefolgt war. Es wird erzählt, daß, als er im Gefecht eine Todeswunde empfangen hatte, sterbend noch das Banner seiner lieben Vaterstadt retten wollte. Es riss daher das Luch des Fähnlein ab, verbarg es in seinem Munde, und hielt mit den Zähnen den Stock des Banners fest. So fanden ihn seine Getreuen nach der Schlacht. Noch heute wird sein Andenken von seinen Mitbürgern hochgeehrt. — Vor einigen Jahren kam ein Oestreicher nach Zofingen, welcher, da er das Bild am Thurm bemerkte, einen Bürger der Stadt um dessen Bedeutung fragte. Als ihm dieser obige Geschichte erzählt hatte, sagte der Oestreicher spöttisch lächelnd: Damals müssen's doch große Männer gehobt haben. Schnell entgegnete ihm darauf der Bürger: Ja Herr, wir waren damals noch Oestreicher.

Der unerschrockene Hirte.

Auf einer der hohen Walliseralpen sah sich ein Hirte vor einigen Jahren beim Weiden seiner Heerde unvermuthlich von einem Bären überfallen. Unerstrocken schritt er auf die Bestie zu, die sich vor ihm auf die Hinterbeine gestellt hatte, in der Hoffnung sie umschlingend mit der Gewalt seiner Arme zu erwürgen. Der Bär brummte grässlich und schlug, da er sich nicht anders verteidigen kounte, seine Tazzen in die Schultern seines Bedrängers.

Beide rangen nun mit einander und stürzten zuletzt während dieses Kampfes zu Boden, indem sie eine Strecke weit die Bergweide hinunter rollten. Ein Kamerad des Hirten hatte unterdessen das Hülfseschrei desselben vernommen und kam ihm mit dem Stutzer zu Hülfe. Gerade als jener vom Blutverluste ermattet zurück sinken wollte, fuhr die Kugel durch den Kopf des Bären, und befreite ihn von dem Ungehener; jedoch lag er lange nachher noch an den Wunden von des Thieres Klauen krank dahin.

Das Glück.

Vor mehreren Jahren lebte unfern des Rheines ein Mann, der eine Hütte bewohnte, welche weit umher von einer Menge Acker, Wiesen und Gehölze umgeben war, so traurig und unzufrieden mit seinem Schicksale, daß er dabei den Anbau seines Landes versäumte. Nur wenige von seinen Ackerl waren angebaut; die übrigen lagen unbenußt da. Endlich starb er und verließ in den letzten Augenblicken vor dem Tode, seine vier Söhne zu sich. „Geht, sprach er, nach der benachbarten Stadt. Dort wohnt mein Freund Bedo, dessen Rath, als von einem weisen Manne ich immer gefolgt habe; er wird euch sagen, was ihr thun sollt um glücklich zu werden. Die Söhne machten sich auf nach der Stadt und die drei ältesten brannten vor Begierde, bald recht glücklich zu werden. Ulrich, der jüngste, konnte aber kein Vertrauen zu Bedo fassen; denn er dachte, wenn sein Rath so weise gewesen wäre, so würde ja mein Vater, der ihm in allem folgte, glücklich gewesen sein; er war aber immer sehr traurig und fühlte sich unglücklich. Ich will auf seinen Rath nicht achten und mir die Ohren verstopfen. Als die Söhne Bedo besuchten und ihn um den Weg zum Glück befragten, sagte er zum ältesten Bruder: Du wirst das Glück im Kriegslager finden. Und du, sprach er zum zweiten, du Joseph bist gewandt und schlau; gehe an einen Hof, dort wirst du, was du suchst, finden. Du, Salomon, sagte er zum Dritten, du hast Geist und Witz, begieb dich in eine volkreiche Stadt, es wird dich nicht gereuen. Ulrich, der seine Ohren verstopft hatte konnte nichts von dem verstehen, was ihm gerathen wur-

de. Ein jeder nahm nun einen verschiedenen Weg. Ulrich kehrte in die väterliche Hütte zurück. Er begann das Feld umzugraben und zu besäen, aber seinen eigenen Kenntnissen nicht trauend, gieng er zu einem erfahrenen Landmann und bat sich dessen Rath aus. Dieser belehrte ihn über das, was er thun mußte und da ihm Ulrich folgte, immer thätig und fleißig war, so ward er nach und nach wohlhabend und glücklich. Seine Acker trugen das schönste Getreide und seine Heerden bedeckten umher die Gegend. Unterdessen suchten seine Brüder das Glück. Georg, der älteste, ward Soldat und rettete dem Feldherren das Leben in einer Schlacht. Aus Dankbarkeit erhob ihn dieser schnell. „Bedo hat Recht, dachte Georg, hier finde ich das Glück.“ Doch diese ungewöhnlich schnelle Erhöhung zog ihm Neid und Verfolgung zu. Bei einem entscheidenden Treffen wurde er von seinen Leuten verlassen und fiel in feindliche Hände. Nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft kehrte er zurück, und zu dem Feldherren, dem er einst das Leben gerettet hatte. Doch dieser hielt ihn mit leeren Versprechungen hin. Georg wanderte fort, ohne zu wissen wohin, und legte sich dann ermüdet unter einen Baum. Plötzlich stürzte ein Wanderer auf ihn zu und rief: „Ja, Ja, ich erkenne dich, du bist Georg, mein Bruder!“ Es war Joseph, der sich am Hofe durch seine Gewandtheit bald emporgeschwungen hatte, aber durch Hofräntze eben so schnell wieder gestürzt wurde und die Flucht nehmen mußte. In dem sie mit einander in die ferne Heimath reisten fanden sie unterwegs ihren Bruder Salomon in dürfstigen Umständen in einem Dörfchen. Derselbe hatte sich zu einem

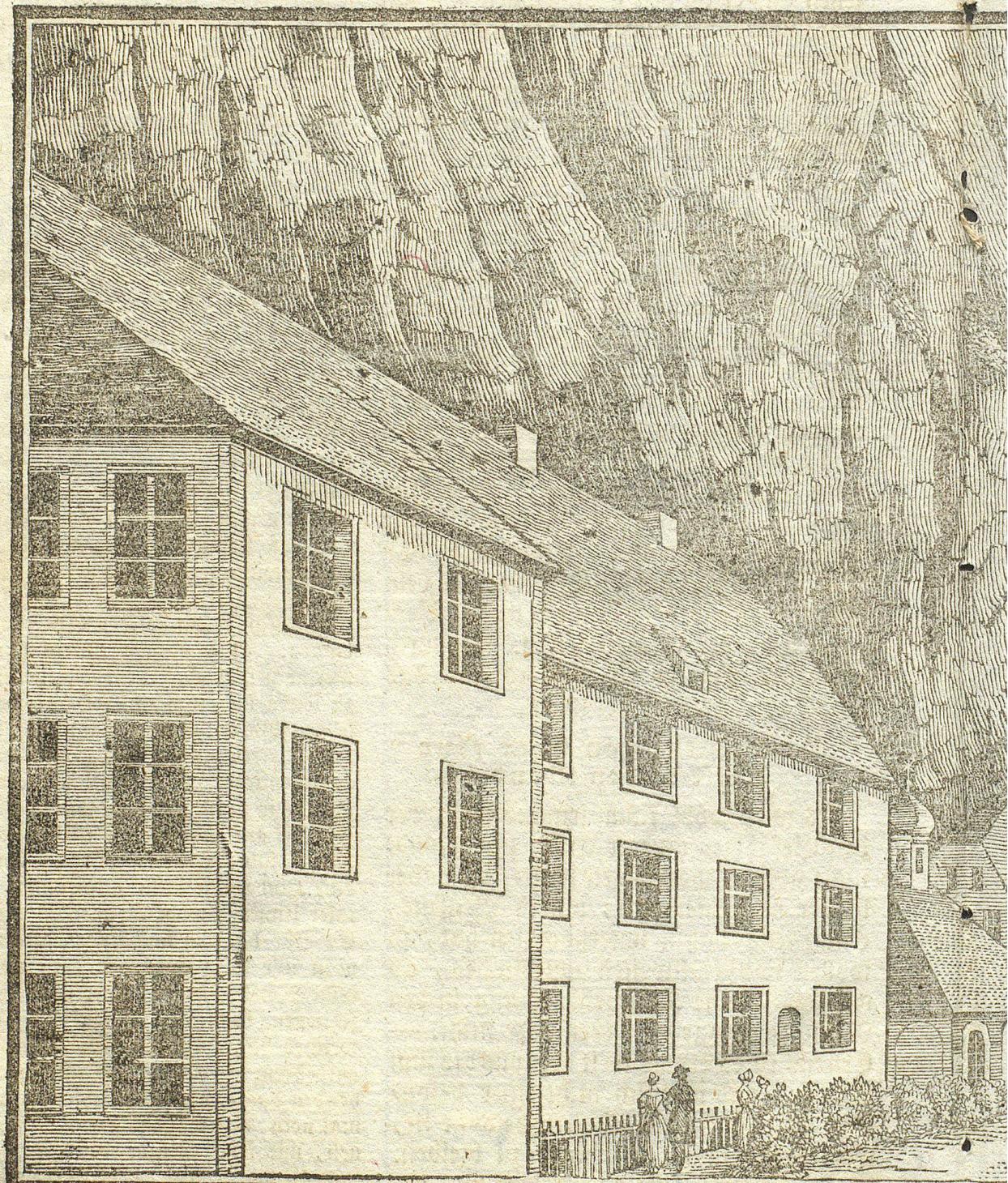
Gelehrten gebildet und machte soviel Aufsehen daß er an den Hof gezogen und mit Ehre überhäuft wurde. Da erschien ein Spottgedicht auf den Fürsten. Böse Leute gaben ihn für den Verfasser aus und nur schnelle Flucht hatte ihn retten können. Alle drei Brüder arm nun, machten sich auf den Weg nach ihrer Heimat. Wie erstaunten sie dort aber, als sie statt der zerfallenen Hütte ein stattliches Haus fanden. Als Ulrich sie erkannt hatte nahm er sie freundlich in sein Haus, in der die glücklichste Familie wohnte. „Sehet, sprach Ulrich, ihr habet das Glück gesucht, das schon seit fünfzehn Jahren in meinem Hause wohnt. Wer es haben will, muß alle seine Kräfte aufbieten, seine Schuldigkeit zu thun. Wer aber blindlings durch ungewöhnliche Wege dem Glück nachrennt, findet es nicht.“ Die ältern Brüder blieben nun bei dem jüngern und fanden immer mehr Vergnügen an der Beschäftigung. Dadurch vermehrte sich ihr Wohlstand und das Glück wohnte auch bei ihnen.

Betrachtungen über eine Reise in den Mond.

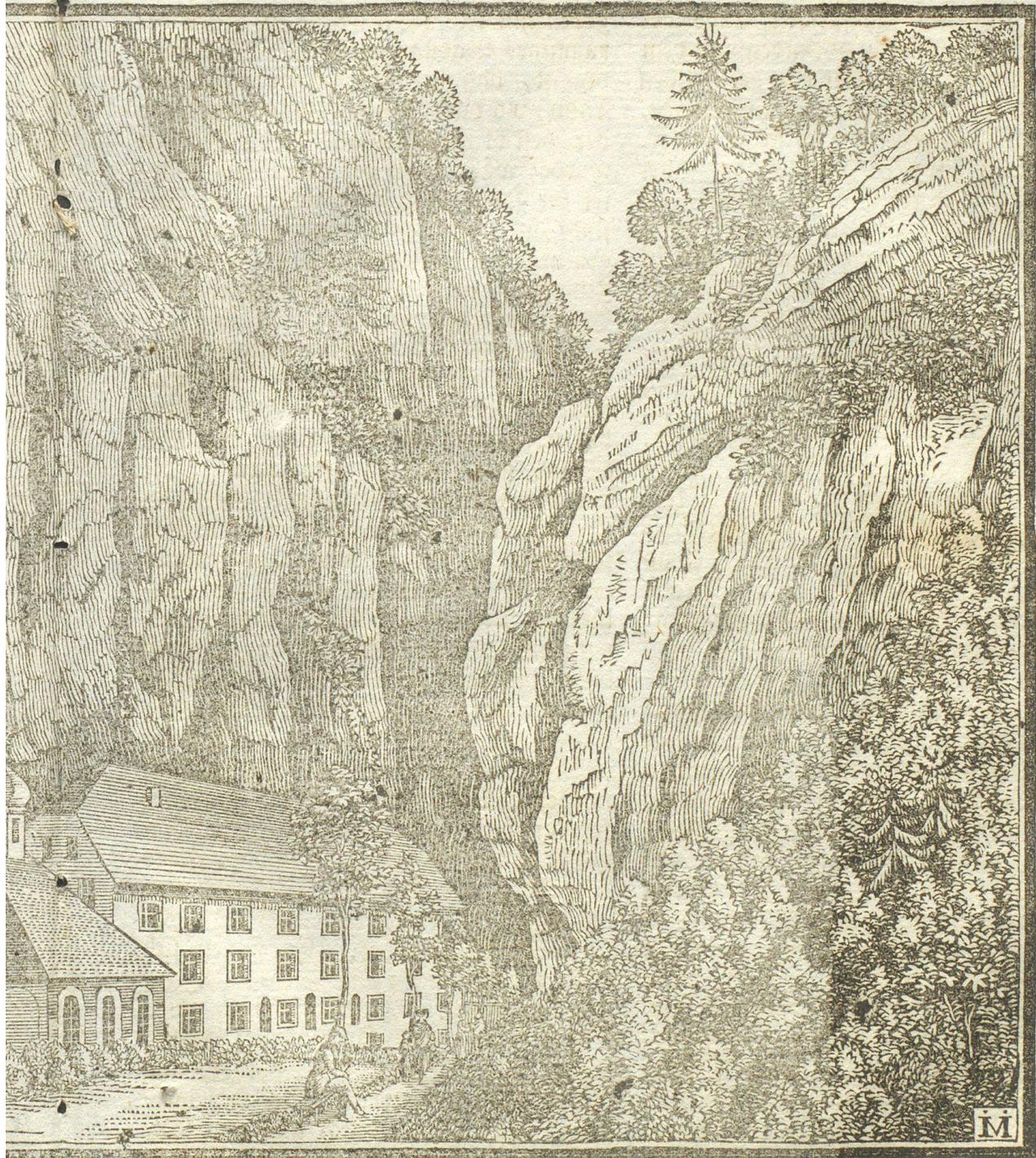
Es wird wohl kaum jemand sein, der den Gefährten unserer Erde, den Mond, nicht gerne näher kennen lernte. Da aber bisher noch niemand, unsers Wissens, eine Reise dahin unternommen hat, so wollen wir einstweilen untersuchen, ob wir sobald eine Reisebeschreibung in den Mond zu erwarten haben oder nicht. — Erstens ist es etwas weit von uns bis zum Monde, und wer sich nicht einer besondern Geduld und Ausdauer bewußt ist, wird besser thun, zu Hause zu bleiben. Seine mittlere Entfernung von uns beträgt 51,812 Meilen. Unsere Dampf-

eilwagen sollen in jeder Stunde 8 Meilen zurücklegen, sie würden also erst in 270 Tagen dort ankommen. Mit unsren schnellsten Postwagen, die täglich etwa 25 Meilen machen, würde man den Mond in 5 Jahren und 247 Tagen erreichen. Da wir aber keinen Wagen gebrauchen könnten, so müßten wir unsre Zuflucht zu Luftschiffen nehmen. Wenn wir dann das Glück hätten, mit frischem Winde zu segeln, der bekanntlich in einer Sekunde 15 Fuß zurücklegt, so würden wir zu unsrer Reise 2 Jahre und 179 Tage brauchen. Immerhin noch ein langer Weg, und wir müßten uns wegen der schlechten Aussicht im Lustmeere sehr vor der Langeweile fürchten. Durch Stürme könnte die Reise allerdings befördert werden. Unsere Orkane legen in einer Sekunde gegen 100 Fuß zurück. Auf den Flügeln eines solchen Sturmwindes würde man also schon in 136 Tagen an Ort und Stelle kommen. Doch wer wollte sich einem solchen Geleitsmann anvertrauen. Aber unsre Luftschiffer haben immer noch kein Mittel ihr Schiff bei Gegenwind zu leiten und ihm eine sichere Richtung zu geben. Wie leicht ist es dann möglich, daß uns diese Herren, statt nach dem Mond, in jenen unermesslichen Weltraum hinausführen, in welchem wir nicht nur den Mond nie erreichen, sondern am Ende selbst noch unsre Eide aus dem Gesichte verlieren würden. Endlich um andere Hindernisse nicht anzuführen wird ein fataler Umstand wohl die meisten zurückschrecken. Es gibt nämlich auf der ganzen weiten Reise nicht nur keine gute, sondern überhaupt gar keine Wirthshäuser. Wer wird sich wohl entschließen können so lange Zeit guten Tisch, weiches Lager und angenehme Unterhaltung zu entbehren. — Man sieht aus dem Vorhergehenden daß wir uns entschließen müssen, dermal noch dieses Thal der Thränen zu bewohnen, und jene Gefilde der Freude mit sehnsuchtsvollen Augen, oder aber noch besser, mit guten Fernrdhren anzuschauen.

Das Bad



ad zu Pfäffers.



Lage und Klima. Pfäffers, von einigen die Königin der Heilquellen genannt, liegt am südlichen Ende des Kant. St Gallen, 2 Stunden von dem Flecken Ragaz, in einer von der wilden Tamina durchströmten, tiefen Schlucht, die sich südlich gegen die Gebirge des K. Graubünden hinzieht. Von Ragaz führt dahin ein schlechter Saumweg durch einen Wald ziemlich steil bergan, dann längs den Bergen durch mehrere Wiesen nach Valen, und von hier im Zickzack senkrecht hinab. Hier, zwischen zwei Felsen eingeengt, wovon sich der eine hügelähnlich zurückzücht, der andere hingegen in einer Entfernung von 80 bis 100 Schritt senkrecht 664 Fuß emporsteigt, wird den wohlthätigen Sonnenstrahlen in den längsten Tagen nur von 9 $\frac{1}{4}$ Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends Zutritt verstattet; dennoch ist das Klima gesund und, obgleich 2128 Fuß über dem Meere, wegen der aufsteigenden Wasserdämpfe und der verhinderten Luftzüge eher mild als rauh.

Die Abtei Pfäffers und die Heilquelle. Im Jahre 743 kam der heilige Pirminius in die Gegend wo die Tamina in den Rhein mündet, verbreitete unter den dortigen Einwohnern zuerst das Christenthum und stiftete einige Jahre nachher ein Kloster. Die Heilquelle scheint im Jahre 1038 zuerst entdeckt, dann 200 Jahre lang verloren gewesen, und 1240 wieder gefunden worden zu sein. Die Entdeckung wird einem Jäger zugeschrieben, der beim Ausnehmen eines Rabennestes zuerst den aufsteigenden Dampf der Quelle wahrgenommen haben soll. Im Jahre 1382 stand das erste kleine Gebäude auf hölzernen Balken über dem Abgrunde, in das man sich wahrschein-

lich durch eine Öffnung des Daches mittelst Strickleitern und Sessel hinein begaben musste. 1420 wurde ein neues geräumiges Badhaus erbaut. Merkwürdig ist, daß in den Jahren 1611 und 1620, wo das Bad als Zufluchtsort vor der Pest diente, niemand davon ergriffen wurde, während in der Umgebung Dörfer zur Hälfte und ganz ausstarben. Justus Zink legte den Grund zu dem jetzigen neuen Kloster und ließ 1704 die gegenwärtig noch dauerhaft dastehenden Gebäude aufführen.

Badeanstalt. In einem engen Raumme, dicht am linken Felsenufer der Tamina, stehen vier Badegebäude, durch bedeckte Gänge in einer Länge von 408 Fuß mit einander verbunden. Die beiden massiv von Stein in klosterlichem Geschmack erbaueten, 44 Fuß breiten und über 80 Fuß hohen Hauptgebäude enthalten Wohnungen genug für dreihundert Personen. Die Gebäude enthalten neun schön gewölbte Bäder. Mitten durch dieselben geht die Wasserleitung, aus welcher das Wasser in jedes Bad aus vier bis sechs Rohren ausströmt, und in einer Höhe von zwei bis drei Fuß wieder abfließt, wodurch der Badende sich in steter Fluth befindet. Die Gewölbe füllen sich bis zu 25 und 26 Grad Reaumür mit warmen Wasserdünsten an, und man genießt also auch den Vortheil des Dunstbades. Es finden sich auch Einrichtungen zum Guss-, Regen- und Tropfbad. Zu den übrigen guten Einrichtungen gehören auch die Trinklaube, eine Kapelle, die Apotheke und schöne Spaziergänge. Das Haupersonale besteht gewöhnlich aus dem Direktor, dem Arzte und sechzehn Dienstboten.

Wirkungen des Heilwassers. Diese sind im Allgemeinen reizend, belebend, erwärmend, verdünnend. Der Genuss des Wassers veranlaßt bei gesundem Zustande ein besonderes Gefühl von Leichtigkeit und Wohlbefinden, vorzüglich in der Magengegend, bisweilen etwas Schwindel und Schweiß über den Rücken, häufig leichte Verstopfung, seltener Diarrhoe. Es durchdringt mit besonderer Leichtigkeit alle Theile des Körpers bis in die feinsten Verzweigungen der Gefäße; überall löst es stockende Gässe auf und führt sie aus, vorzüglich durch Schweiß und Urin. Es eignet sich auch mehr dem pflegmatischen und melancholischen Temperamente an, von schlaffer Faser und Trägheit in allen Funktionen, oder zarter Faser mit gesteigerter Reizbarkeit der Nerven, als dem sanguinischen und cholischen, wo das Gefäßleben und die Energie in allen Organen zu sehr vorherrschen.

Was die speziellen Wirkungen anbetrifft, so hebt es namentlich folgende Krankheitsformen.

1) Fehler des Magens, Säure und Schleimerzeugung, Magenkrampf.

2) Leiden der Leber und des Pfortadersystems. Austreibungen, Verstopfungen, Verhärtungen, selbst beginnende Fehler der Leber und Milz.

3) Nervenleiden, als Hypochondrie, Hysterie, Krämpfe, Engbrüstigkeit, Konk, partielles Kopfschmerz, Schwindel und Melancholie.

4) Gicht, Rheumatalgie, chronische Hautausschläge, wie Kräze, Flechten.

5) Schleimflüsse, passive Blutflüsse, Schleimischwindsucht, reine Lungen schwäche, weißen Fluß, Hämorrhoidalbeschwerden, Bleichsucht.

6) Krankheiten des Harnsystems und 7) Lähmungen, Contracturen, Schwäche nach Verwundungen. Gegen leitere Fehler dient das Bad vorzugsweise.

Nachtheilig wirkt hingegen das Wasser bei wahrer Vollblutigkeit, Neigung zum Schlagflus, Lungenfucht, Bluthusten, ächter Entzündung und Fiebern, in den meisten Fällen von Schwangerschaft, Wassersucht und Beinfrat.

Gebrauch der Cur. Die Trink- und Badekur unterstützen sich in der Regel gegenseitig. Sie dauert gewöhnlich 3 bis 4 Wochen, oft auch weniger.

Trotz des Zusammenflusses von vielen Gästen, aus allen, besonders den östlichen Kant. der Schweiz, aus Deutschland und noch entfernteren Gegenden kann man in Pfäffers ruhig und eingezogen für sich Leben. In allem herrscht die größte ländliche Einfachheit. Die meiste Abwechslung bewirkt der Sonntag, wo das Bad von Landleuten und Städtern der Umgegend wimmelt, die sich auf alle Weise zu ergözen suchen. — Seltener verläßt ein Kurgast das Bad, ohne einen Besuch in dem eine Stunde entlegenen Kloster gemacht zu haben. Man geht über eine Naturbrücke, neben der aus dem tiefen Abgrunde durch hervorsteigende Dämpfe sich verrathenden Quelle vorbei, dann im Zickzak durch die 250 Fuß hohe Felsentreppe, und kommt endlich durch schöne Waldung und Wiesen zum Dorfe und Kloster Pfäffers.

Die günstige Auskunft.

Ein Holzbauer brachte ein Fuder Holz nach B. und hielt in der Vorstadt. Ein Bürger, mit Namen Wunderlich, handelte darum, und wurde um einen

gewissen Preiss mit ihm elnig. Da er dringende Geschäfte hatte, so nannte er dem Bauer Namen und Straße, wo er wohnte. Dieser gieng indessen in daß nächste Haus, trank noch einige Gläser Brantwein, und hatte, da er wieder herauskam, alles rein vergessen. Er fuhr nun auf gut Glück in die Stadt, in der Hoffnung, daß er sich unterwegs besinnen werde. Nachdem er sich in mehrern Gassen Haus für Haus besehen hatte, kam er endlich an eins, aus welchem eine Menge junger Leute herausgiengen. Einen derselben redete er an, und bat, ihm doch zu sagen, wo der Mann wohnte, der heute ein Juder Holz gekauft habe? „Lieber Freund, — erwiederte der lose Vogel, der seinen Mann erkannte, — ich studire hier, und sollte eigentlich freilich alles wissen, da ich aber erst seit einem halben Jahre in die Schule gehe, wo man alles lernt, so bin ich noch nicht so weit, daß ich solche Fragen beantworten kann. In dem Hause hier wohnt aber der Mann mit dem großen Buch, dieser beantwortet für 2 Bazen jede Frage.“ Fröh über diese Nachricht, eilt der Bauer in das Haus, und trat in die Studierstube des Professors O., der ein großes Buch vor sich liegen hatte. Die Mütze unterm Arm legte der Bauer 2 Bazen auf den Tisch und bat das Buch aufzuschlagen und nachzusehen, wo der Mann sei, der heute ein Juder Holz von ihm gekauft habe? Voll Erstaunen sah der Professor den Frager lange an, und brach endlich in die Worte aus: „Nur das ist doch wunderlich!“ — Richtig rief der Bauer, der Herr Wunderlich ist, hier sind noch 2 Bazen, weil Er sein Buch nicht aufgeschlagen, sondern es gleich aus dem Kopfe gewußt hat.“

Der kostbare Käss.

Ein Bürger hatte von einem Landmann ein Juder Holz um einen guten Preis erkaufst, und nöthigte nun den Verkäufer in seine Stube, wo er ihm Brod und Butter, und einen vortrefflichen emmenthaler Käss vorsetzte. — Der Bauer ließ sich diesen Käss trefflich schmecken. — „Freund sagte der Bürger, der den Bauer nicht bei so gutem Appetit glaubte, das ist emmenthaler Käss!“ — „Ja, ja, antwortete der Bauer, ich schmecke es recht wohl!“ — „Aber, fuhr der Bürger fort, man muß sich damit in Acht nehmen, denn man kann leicht den Tod davon haben, wenn man zuviel davon isst.“ — „Der Tausend, antwortete der Bauer, der die Absicht des Bürgers zu errathen, schlau genug war, das ist gut! Da will ich meiner Frau ein großes Stück mitnehmen; denn ich wäre des alten Haussdrachens schon lange gern los.“ Mit diesen Worten schnitt er sich ein großes Stück von dem gefährlichen Käse und nahm es mit.

Die tröstige Entschuldigung.

In Wien war der Befehl erneuert worden, alle diejenigen, welche nach einer gewissen Stunde des Nachts auf der Straße beim Nachhausegehen noch Lärmen machen würden, zu arretiren. Hr. v. X. kommt aus dem Theater und singt ziemlich laut ein Lied, das er eben gehört hatte; eine Patrouille begegnet ihm, setzt ihn wegen des gemachten Lärmens zur Rede, und beruft sich auf das jüngst erlassene Edikt, ruhig nach Hause zu gehen. Ganz richtig, entgegnete Hr. v. X., aber ich gehe noch nicht nach Hause! Ja, das ist etwas anderes, erwiederte der Soldat, und gieng weiter.

Der Kaiser und die beiden Blinden.

Der Kaiser kehrte von Rom zurück,
Mit glänzender Krone und finsternem Blick.
Er hatte dort Vieles gesehn und gehört
Was immer ein deutsches Herz empört:
Wohl fehlte es nicht an Pomp und Pracht;
Sang und Klang, bei Tag und bei Nacht,
Geistliche Feste und weltliche Spiele,
Und Lorbeerkrone und goldene Stühle,
Über bei all den gekrümmten Rücken
Spuckte Falschheit in Herzen und Blicken.

Drum eilte er der Heimath zu,
Ließ seinem Gefolge wenig Ruh;
Es hörten seine Knappen und Reiter
Zimmer und ewig nur: weiter! weiter!
Bei jedem Stadthor ward's ihm bang,
Die Redner machten's auch gar zu lang;
Bei Oper, Ball, Concert und Schmaus
Seufzt' er, eh's angeling: wär's nur schon aus!
Doch endlich kam er in's Tirol,
Da ward's un's Herz ihm wieder wohl.

Und zu Innspruck, der alten Stadt,
Der Kaiser in goldenen Erker trat,
Und Alte und Jungs zusammen ließen
Und ihm ein lärmendes Vivat riefen,
Müzen und Hüte gen Himmel schickten,
Und jauchzten, wenn ihnen die Herren nickten.
Und als die Nacht nun still und kuhl
Erschien, und die Menge, von Rufen heiser,
Befloss, rief er, voll Hochgefahl:
Triumph! hier bin ich endlich Kaiser!

Zwei Blinde waren noch geblieben,
Die saßen an des Burghofs Thor,
Der Eine hatte schon längst zuvor
Sein leichtes Handwerk hier getrieben,
Der Andere hatte seinen Sitz
Vorüber bei Sankt Veits Kapelle,
Studierte dort, wie man mit Witz
Und Schmeichelei die Herzen prelle.
Der hatte zeitlich schon vernommen,
Der Kaiser werde heute kommen,
Dachte, da giebt es guten Kauf,
Und pflanzte sich, zum großen Verger
Des Alten, auch am Burghor auf.

Als nun das Vivatrufen verscholl,
Erhöhte von des Thores Stufen
Früher lauter der Blinden Rufen.

Der Neuling, froher Hoffnung voll,
Es führe das Schmeicheln auch hier zum Ziel,
Rief mit entsetzlichem Gebrüll:
Ach Gott! wie ist dem wohlgeholfen,
Dem unser Kaiser helfen will!

Der Alte, den sein Thun verdross,
Schrie — freilich ganz politiklos —
Noch lauter, schwieg der Andere still:
Ach Gott, wie ist dem wohlgeholfen,
Dem unser Herr-Gott helfen will!

Der Kaiser war eben in Gloria
Ob Allem was er vernahm und sah,
Däuchte sich volle zwei Spannen größer,
Als neulich in Rom, unter päpstlichem Messer:
Drum sprach ihn der Ruf von dem grossenden
Mann
Eben nicht sonderlich freundlich an.
Er dachte: Gottes Gewalt in Ehren —
Bleibt doch ein Kaiser wohl immer der Mann,
Der einem Armen helfen kann; —
Das muss ich diesen Zweifler lehren!

Er schickte einen Pagen an's Thor
Die beiden Blinden ihm zuzuführen,
Und ließ sich, huldreichst, referiren,
Wie jeder sein Gesicht verlor;
Beschenkte dann beide gütig, und bot
Nun jedem noch, beim Kongediren,
Von seiner Tafel ein Weizenbrot.

Die Gabe aber war nicht gleich:
Er hatte, da er, die Blinden zu holen,
Den Pagen an das Thor geschickt,
Das eine der Brote, hübsch verstohlen,
Freigebig mit Dukaten gespickt.
Das wurde, wie billig, dem Schmeichler ver-
ehrt.
Der Alte erhielt sein's unbeschwert.
Sie dankten; der Kaiser entließ dann beide,
Wie's schien, — mit etwas Schadenfreude.

Und als er drauf am kommenden Tag,
Eben erwachend im Bett noch lag —
Er hatte tüchtig im Traume gerechnet —
Da scholl ihm aus dem Vorhof schon
Zu's Ohr ein wohlbekannter Ton:
Er horcht — noch war es ringsum still —
Und hör: wie ist dem wohlgeholfen,
Dem unser Kaiser helfen will!

Nun — rief er — das geht doch zu weit!
Der Kerl ist von aller Sorge befreit,
Und wimmert schon wieder wie gestern so kläglich,
Die Habsucht ist doch unerträglich!
Dann ließ er sich bringen den gierigen Mann,
Und suhr ihn, eben nicht gnädigst, an:
Du hast von mir ein Brod erhalten,
Sag an, was fiengst du damit an?

Der Blinde warf sich erschrocken aufs Knie,
Als er das zürnende Wort vernommen,
Beichtete unverholen, wie
Er um die erhaltene Gabe gekommen:
Erlauchter Herrscher! begann er, sieh!
Wir giengen gestern Abends beide
Nach Haus, erfüllt von Dank und Freude
Ob deiner Huld und Gnad: — Verzeih!
Da trieb die Neugier mich, den Alten
Zu fragen: was hast du erhalten?
Zwei Münzen, sprach er, und ein Brot:
Und, da ich's zu fühlen verlangte, bot
Er beides mir: es war das gleiche
Was ich erhielt! — doch, da ich fand,
Die Brote wägend in meiner Hand,
Das meine sei bedeutend schwerer,
Wechselt' ich schnell die Gabe um,
Und gab ihm listig mein Eigenthum,
Denn längst schon wissen's alle Eßer,
Das leichtre Brot sei immer besser.

Geprellt hab' ich nun wohl den Alten,
Doch ist der Grobe nicht prellenswerth?
So hat er das rauhe Brod erhalten,
Und dankbar hab' ich das feine verzehrt.
Der Kaiser entließ den Blinden wieder,
Sah dann beschämt zur Erde nieder,
Schwieg eine lange Weile still;
Rief dann, mit innigem Gefühl:
Ja wohl! nur dem ist wohl geholfen
Dem unser Herr Gott helfen will!

Der Käfer.

Im Jahr 1793 irrte ein junger Mann von etwa dreißig Jahren verkleidet, verlassen, mit der Deportation bedrohet, in Frankreich umher und befand sich eben in der Nähe von Bordeaux. Die Zeit vertrieb ihm seine Wissenschaft, die er leidenschaftlich liebte; diese Wissenschaft war die Insektenkunde. Er sammelte und beobachtete unterwegs und er verscheuchte durch den Genuss,

den ihm dieses Studium bot, die trüben Gedanken. Vor den Thoren der Stadt endlich fiel er einer Schaar zerlumpter fanotischer Weiber in die Hände, die ihn festnahmen und in das Gefängniß brachten. Nach sechs Stunden war sein Prozeß entschieden, denn er hatte offen gestanden, wer er sei und den nächsten Tag sollte das Todesurtheil an ihm vollzogen werden. Während er seine Mahlzeit hielt, erzählte ihm der Kerkermeister von nichts als Verbrechen und Hinrichtungen, schilderte endlich auch den Präsidenten des Gerichts und führte an, daß der selbe sich keine andere Erholung von seinem blutigen Amte gönne, als im Freien herumzustreifen und — Schmetterlinge, Käfer ic. zu suchen. Dadurch wurde natürlich die Aufmerksamkeit des Gefangenen erregt, der schnell gefaßt einen seltenen Käfer aus seiner kleinen Sammlung nahm und denselben, während der Kerkermeister erzählte, geheimnißvoll unten an den Pfropf seiner Flasche mit einer Nadel befestigte. Der Kerkermeister hatte dies wohl bemerk't, erblickte darinn wahrscheinlich etwas sehr Gefährliches, sagte zwar nichts, gieng aber mit der Flasche und dem Käfer an den Pfropf sogleich zu dem Präsidenten, um Anzeige zu machen. Es dauerte nicht lange, so erschien der Präsident selbst und die beiden Insektenliebhaber saßen lange, Alles um sich her vergessend, als Freunde, nicht als Richter und Verurtheilter beisammen. Der Käfer hatte den letzten, wie er richtig berechnet, gerettet. Er erhielt von dem Präsidenten Geld, Empfehlungsschreiben und die besten Zeugnisse seiner guten republikanischen Gesinnungen.

Uebung macht den Meister.

Ein alter Advokat gab einem jungen seine Tochter zur Ehe, und statt der Mitgabe trat er ihm drei einträgliche Prozesse ab. Der junge Doktor brachte zwei Prozesse nach Wunsch zu Ende, und sah den dritten gleichfalls auf gutem Wege. Er glaubte Wunder, wie vortrefflich er seine Sachen gemacht hätte, und wie sehr sein Schwiegervater ihn loben würde. Über dieser ward bei der Nachricht äußerst ungehalten, und rief: Dich Narr! daß ich nicht meine Prozesse für mich behalten. Noch zehn ganzer Jahre hätte ich meine ganze Haushaltung davon bestellt.

Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.

In einer kleinen Provinzialstadt wurde ein Tranerspiel gegeben. In einer Scene, wo die Mutter die Nonne fragt: „Wo ist meine Tochter?“ hat diese zu antworten: „Sie ist in der Kirche, das Sakrament der Ehe wird mit ihr vollzogen.“ — Das gute Mädchen, vermutlich eine Lutheranerin, die nie gehört, daß die Ehe in der katholischen Kirche ein Sakrament sei, sagte mit funkelnden Augen und rascher Stimme: „Sie ist in der Kirche, Sakrament! die Ehe wird mit ihr vollzogen.“

Eine Frau gieng in einen Laden, um sich Atlas zu kaufen. „Der Atlas ist schön, sagte sie, ja, aber ich fürchte, er werde brechen.“ — „Der brechen? erwiderte der Seidenhändler, ich versichere Ihnen, das Zeug hält ewig: und hernach können Sie sich noch ein Unterröcken daraus machen lassen.“

Ein wohlbeleibter Herr kam spät Abends vor eine befestigte Stadt, und fragte einen Bauer unterwegs, ob er noch zum Thor hinein könnte. „Ja wohl, versezte der Bauer, denn erst diesen Morgen sah ich einen Heuwagen herein fahren.“

„Warum gehen denn die Advokaten alle schwarz?“ fragte ein Bauer. „Sie thun das, war die Antwort, aus Respekt für die Klienten, deren Erben sie sind.“

Ein Prediger hatte die Eigenheit, daß er seine Predigten nach der Uhr abmaß; schlug die Stunde, so endete er seine Rede, und sollte er auch mitten in einem

Satz abbrechen. Einst handelte er von Haman, und schilderte sein Vergehen. „Was war sein Lohn?“ rief er voll Eifer aus. „Der Galgen.“ Die Uhr schlug, und er fügte sogleich hinzu: „Wozu uns der liebe Gott verhelfen wolle. Amen!“

Der Blitz hatte einst in die Kirche eines Klosters geschlagen, ohne großen Schaden zu thun. Es wurde ein Dankfest gefeiert, und der Prediger verbreitete sich umständlich über den Vorfall. „Das Unglück hätte noch viel größer sein können,“ sagte er. Bedenkt: wenn der Blitz in die Trinkstube geschlagen hätte, in welcher alle Väter versammelt waren.

In eine Schule sollte zur Züchtigungsstrafe ein hölzerner Esel gemacht werden. Der Schreiner wollte ihn nicht machen, wie es ihm der Schulmeister angab, — „so will ichs haben,“ sagte dieser, „ihr sollt ihn nach meinem Kopfe machen.“

Ein Maler stellte mit einem andern um hundert Thaler eine Wette an: welcher von ihnen den besten Zug machen könnte? Als sie nun beide das Geld auf den Tisch gelegt hatten, gieng der eine hinzu, und strich alles Geld ein, indem er sprach: Das ist der beste Zug, den ein vernünftiger Maler macht.

Zwei Personen kaufsten mit einander ein Reitpferd. „Wenn ich reite — sagte der Eine — so gehst du, und wenn du gehst, so reite ich.“ Der andere war mit dem Handel zufrieden.